Phil.o.139

30.113

Briefe,

nebſt einer

Praktiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen,

von

C. F. Gellert.

Mit Röm. Kayſ. Königl. Pohln. und Churfl. Sächſ. auch Königl. Preuß. und Churfl. Brandenb. allergnäd. Privilegien.

Leipzig,
bey Johann Wendler. 1763.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:
Staatliche
Biblio
Bamb

Vorrede.

Wenn auch meine Leſer mit dieſen Briefen nicht ganz zufrieden ſeyn ſollten: ſo wird ihnen doch die Abſicht nicht mis=fallen können, die ich dadurch zu erreichen wünſche; nämlich junge Leute, und in=ſonderheit das Frauenzimmer, zu einer na=türlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorur=theil zu benehmen, als ob unſre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohl=

ſtandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegſam und geſchmeidig genug ſey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieſer Abſicht heraus geben will, daß man ſolche wähle, die man wirklich an gewiſſe Perſonen geſchrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, ſie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im erſten Falle lebhafter, beſtimmter, und eben dadurch brauchbarer: im andern Falle freyer, unſtudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienſt, an wirkliche Perſonen, und ohn alle Abſicht des Drucks, geſchrieben zu ſeyn. Wollte der Himmel, daß ſie auch eben ſo gewiß das größte hätten, nämlich, daß ſie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indeſſen bin, daß man durch wirklich geſchriebene Briefe die Abſicht erreichen könne, die ich mir vorgeſetzt habe: ſo finden ſich doch verſchiedene Urſachen, welche die Ausführung dieſer Abſicht ſchwer machen, und die mich die Erfahrung

zu

zu meinem Verdruſſe gelehrt hat. Bald verliert der Leſer, bald der Verfaſſer des Briefs, bald die Perſon, an die er geſchrieben iſt; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andre Perſonen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man ſolche Briefe dem Druck überlaſſen will. Ich habe oft die angenehmſten und natürlichſten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünſchte in der Hitze, daß ſie ſchon gedruckt ſeyn möchten; und kaum ſetzte ich mich an die Stelle der Leſer: ſo ſah ich, daß dieſe ſo ſchönen Briefe bald Räthſel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leſer hätte den Verfaſſer, er hätte dieſen oder jenen Freund, dieſen und jenen Umſtand, der oft zehn andre Umſtände zu Gefährten hatte, kennen müſſen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen ſollen. Was helfen der Welt dergleichen verſchloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Perſon ſind; ſo wird man freylich nach und nach mit ihren Um-

ſtänden bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leſer eine andere Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch ſolche Hausumſtände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verſtande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an ſich ſelber.

Doch alles dieſes iſt noch wenig. Wie viele unſchuldige Kleinigkeiten finden ſich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wiſſen laſſen, und die man ſie aus Beſcheidenheit auch oft nicht ſoll wiſſen laſſen, wenn ſie uns und andre kennt! Man kann in ſeinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft ſehr lebhafte Dinge ſagen, ſehr richtige Anſpielungen, ſehr feine Satyren machen; und eben dieſe Einfälle, die unter vier oder wenig Augen ſchön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn ſie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen,

der

der ſie niedergeſchrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht an den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieſer oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der ſich, indem er ſchrieb, einmal zerſtreuen wollte; der mit ſeinem beſten Freunde, oder mit ſeiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der ſich mit Fleiß vergaß, und eben daher ſchön redete: ſondern ſie denkt den und den Mann, der dieſe oder jene Bedienung, dieſes oder jenes ernſthafte Amt, dieſe oder jene Jahre hat; ſie denkt ſeine Geſchäfte, ſeine Schriften, ſeine Freunde, ſein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn ſie den Mann kennt, weil ſie Umſtände dazu bringt, die ſie vergeſſen ſollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn ſie ihn nicht kennt, weil ihre Umſtände verborgen ſind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverſtändlich wird, doch wenigſtens die Hälfte ſeiner Anmuth verliert.

liert. Man ſchreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es miſchen ſich ſtets gewiſſe Umſtände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden laſſen. Und wer iſt gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke ſolche Umſtände weg: ſo geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie paſſen übel zuſammen; und wenn dieß nicht iſt: ſo haben ſie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Perſonen, an die man ſchreibt, und von denen man in den Briefen redet, verurſachen in Anſehung des Drucks eben dieſe Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewiſſen Umſtand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl iſt oft der ganze Brief, oder ſein größtes Verdienſt auf dieſen Umſtand gegründet. Alſo fallen dergleichen Briefe, wenn man ſich zum Drucke entſchließt, wieder

der weg. Ferner giebt es gewiſſe Briefe, die zwar alle Welt würde leſen dürfen, und wenn ſie ſolche nur leſen möchte, auch würde verſtehen können. Aber der Innhalt iſt ſo geringe, ſo unanſehnlich, ſo perſönlich, ſo familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und ſo gut dergleichen Briefe in ihrer Art ſind; ſo iſt man ihrer vielleicht bey dem dritten ſchon müde, und niemand verlangt ſolche Exempel, als diejenigen Leſer, die ſie am wenigſten zu gebrauchen wiſſen; das iſt, die gar nicht ſchreiben ſollten.

Endlich ſind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr ſchön, weil der Leſer das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und der Perſon iſt, an die ich ſchreibe, nicht weis, und alſo die gröſste Tugend, den Wohlſtand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es iſt in dieſem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weis, daß der andre mein Gönner iſt. Man ſollte das beſondre Verhältniß

zwiſchen ihm und mir, man ſollte ſeinen und meinen Charakter, und zwar in dieſen oder jenen Umſtånden und Ausſichten wiſſen, wenn man von der Gůte, oder dem Fehler des Briefs recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieſes Schickſal bey dem Drucke der gegenwårtigen Briefe ſo gut zu ſchicken geſucht, als es mốglich geweſen iſt. Ich habe aus vielen nur wenige, nur ſolche ausgeleſen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Misverſtandes gedruckt, ohne Můhe und Dunkelheit geleſen, und ohne ein Tageregiſter gewiſſer Hausangelegenheiten verſtanden und geprůft werden kốnnten.

Wenn einige ſo glůcklich ſind, dem Leſer zu gefallen: ſo iſt er den Dank nicht ſowohl mir, als einer guten Freundinn, ſchuldig; nicht deswegen, weil ſie mich zum Drucke verfůhret hat; ſondern weil ich dieſe Briefe ohne ſie grốßten Theils gar nicht haben wůr-

de.

de. Sie hatte ſonſt den kleinen Fehler, daß ſie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich verſprach ihr, ſie die meinigen, ſo viel ich ihrer ſchriebe, und ſo oft es die Zeit erlaubt, wieder leſen zu laſſen. Sie hat ſie bey dieſer Gelegenheit oft abgeſchrieben, wenn ſie ihr gefallen haben; und die Briefe an ſie ſelbſt machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben faſt keinen Brief concipiret habe, noch ſo ſtolz geweſen bin, meine Briefe des Abſchreibens werth zu achten: ſo ſchien es mir nöthig, dieſen hiſtoriſchen Umſtand anzuführen. Und da ich zugleich den Leſer verſichert habe, daß dieſes nicht erdichtete, noch zum Drucke geſchriebene Briefe, ſind: ſo habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, dieſe Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins ſeyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigſte ſind, werden unzufrieden ſeyn, daß ich beides die meiſten male weggelaſſen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unſre Neubegierde bey gewiſſen Briefen etwas entbehrt, wenn ſie die Namen der Perſonen, an welche ſie geſchrieben ſind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht dieſen, oder jenen, beleidiget haben, wenn ich ſeinen ganzen Namen hätte hinſetzen wollen? Würde es nicht gelaſſen haben, als ob ich meine Bekanntſchaft mit ihm, der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt; wer weis ſie nicht? Und in welchem Briefſteller findet man ſie nicht? Ich habe über dieſes die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs ſelbſt ſchließen können. Ein guter Freund, dem ich dieſe Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen

würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unſern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man ſie erſt erinnern müßte, aus welchem Geſichtspuncte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Geſetzt, daß dieſe Antwort nicht durchgängig hinreichend ſeyn ſollte: ſo iſt ſie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt ſchuldig iſt, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen, habe ich bloß jungen Leuten zum Dienſte niedergeſchrieben. Es iſt wahr, daß in der Schreibart auch die beſten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte ſind; aber es läßt ſich doch mit einer unvollkommnen Karte beſſer reiſen, als mit gar keiner; und was iſt zu thun, wenn keine zulängliche möglich iſt? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leſer ſtets mit meiner Meynung übereinſtimmen werden. Nein! Es geht mit unſern Urtheilen, ſpricht Pope, wie

mit unſern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der ſeinigen.

Tis with our Judgments as our Watches, none
Go juſt alike, yet each believes his own.

Ich weis nichts mehr zu ſagen, als daß ich vielleicht ſchon zu viel geſagt habe. Leipzig, im Aprilmonate 1751.

Praktiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſätze der Beredſamkeit zu Hülfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vorlegt, unterſucht, warum ſie ſchön ſind, und ſich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: ſo wird

man nicht allein ſeine Regeln vollſtändiger, ſondern auch ſeinen Geſchmack im Schreiben gewiſſer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne daß wir es allemal wiſſen. Wir wollen uns dieſer Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Abſicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredſamkeit, aufſuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Qvintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehn anführen werden.

Das erſte, was uns bey einem Briefe einfällt, iſt dieſes, daß er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Dieſer Begriff iſt vielleicht der ſicherſte. Ein Brief iſt kein ordentliches Geſpräch; es wird alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt ſeyn, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er ſich der

Art

Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfältigen und geputzten Schreibart*. Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn ſchreibe, und ihn um etwas bitte: ſo kann und darf ich zwar nicht ganz ſo reden, als wenn ich vor ihm ſtünde. Allein man faſſe einmal dieſe Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab; ſo werden tauſend Leute ſagen, daß der Brief nicht natürlich iſt, und bald mit der Antwort fertig ſeyn, daß man im gemeinen Leben nicht ſo zu reden pflegt. Der Anfang von dieſem Briefe mag ſo heißen:

Gnädiger Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretairs bedürftig ſind, und ich mich zu ſothaner Bedienung ſeit vielen verfloſſenen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt geſchickt gemacht habe ꝛc.

Ein Frauenzimmer von geſundem Geſchmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunſt bekannt

* Qualis ſermo meus eſſet, ſi vna ſederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales eſſe epiſtolas meas volo, quae nihil habeant accerſitum nec fictum. *Seneca* ad *Lucil.* epiſt. LXXV.

iſt, wird das Unnatürliche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo; das wird ihre Kritik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: Nachdem ich heute viermal vergebens bey ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen ⸗ ⸗? Die Redensart, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem groſzen Herrn ſagen: Sie ſind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, iſt ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs ſeyn glaubt, und ihn zum Voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. Sothane Bedienung; dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt ꝛc. Verfloſſen

iſt

iſt überflüßig; beſtmöglichſt iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daß man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will.

Allein wer ſieht nicht, daß wir im Briefſchreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſre Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmuzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten

ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bey den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß ſich daher um deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe einen Ekel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſowohl von dem Altfränkiſchen als von dem Neumodiſchen in der Sprache gleich weit entfernet*. Man bedient ſich im Schreiben der Worte **, die in der Welt üblich ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch

* Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

** Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vſum quo-

durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redt daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andre im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Ich will dieſes durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünſchen, oder ſein Beyleid zu bezeigen, die ſehr gebräuchlich ſind, und in denen man die Leute ſprechen laſſen muß, wenn man ſie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein an ſtatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich laſſen ſollten: ſo werden ſie vielmehr beſchwerlich, wenn man ſie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Geſtalt zu geben ſucht. Ich finde z. E. in einem Briefe dieſe Stelle: „Indeſſen hoffe ich, Sie werden verſichert

 ſeyn,

quotidianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum jacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus & fingimus. *Cicer.* de Orat L. III. p. 500. *edit. Elzev.*

ſeyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünſche, daß Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlinn alles erſprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die ſpäteſten Zeiten genieſſen mögen.„ Dieſer Wunſch iſt eine Formel, die man tauſendmal gehört hat; aber läßt ſie darum in einem Briefe natürlich, weil ſie im Reden gewöhnlich iſt? Nein, ſie iſt für den Brief zu gemein. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man ſage hingegen: „Sie können verſichert ſeyn, daß mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteſte Zufriedenheit in ihrer Ehe wünſche ꝛc.„ Auf dieſe Art wird dem Wunſche das Gemeine benommen. Er iſt nicht mehr in den ordentlichen Worten des Geſprächs abgefaßt: allein die Worte ſind doch einzeln, ja ſelbſt in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung ſcheint fremder zu ſeyn, als die erſte; aber ſie iſt dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen laſſen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period iſt dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erſte. Die Worte und Redensarten eines

Briefs

Briefs müſſen alſo im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichſten, ſie müſſen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, ſondern auch im Zuſammenhange, üblich ſeyn. Wer Briefe ſchön ſchreiben will, muß nicht ſo wohl ſchreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, ſondern wie eine Perſon im Umgange ohne Zwang ſprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche ſchön redte, ohne daß die Ausdrücke ſich von den Ausdrücken andrer ſo weit entfernten, daß der Unterſchied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachahmung des Geſprächs ſich in die Briefe einſchleichen können, muß man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weis nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß ſie nur in ſo weit ſchön iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir

danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daß man in ſeinen Briefen ſchläfrig denken müſſe, daß man allen feinen und ſchönen Gedanken den Zugang verwehren müſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daß man ſie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in ſeine Materie hinein zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind; man muß ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber es muß auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur

Schau

Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, an ſtatt, daß ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie dem Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Mine uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntre und nachläßige Mine gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl ausputzen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gerne finden. Wir müſſen daraus nicht ſchlieſſen, daß dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen,

fallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat, wie das Waſſer, gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren Worten und Gedanken beſteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geiſtreich ſeyn will; eben ſo wenig gefällt man auch ohne Geiſt. Der Leſer vergnügt ſich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verſtehen bin, ich mag ihm etwas ſo gemeines ſagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art ſage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem ſie ihm gefällt, daß

ſie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewiſſe Hochachtung gegen mich ein, daß ich ſo glücklich bin, ohne Mühe ſo fein von einer Sache zu reden. Dieſes ſchreibt ſich vermuthlich von unſrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieſer Gelegenheit mengt ſich unſre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredt uns, weil alles ſo leicht und natürlich iſt, daß wir ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr als alle Regeln. Ein Exempel von der natürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer als Muſter * guter

* Man ſehe die Vorrede zur ſiebenten Auflage des Junkeriſchen Briefſtellers. Nichts, ſpricht der Verfaſſer, war dieſem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muſter, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen; könnten. Nun hat es in dieſer Art nicht leicht jemand dieſem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat dieſe wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweiſe hingeſchmiert, ſondern wirklich in ſolchen Umſtänden,

Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redt mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem großen Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben; aber er muß es beſcheiden thun, und die Lobſprüche nicht übertreiben. Er ſoll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er ſoll ſie nicht auf das Poſſierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt ſo:

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wann ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, ſo würde ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer:

denn

den, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Perſonen abgelaſſen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays überſetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts beſſer, als durch die Neukirchiſchen Briefe behaupten könne, daß es den Teutſchen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften und ſinnreichen und bündigen Schreibart ſo wenig, als den Franzoſen fehle ⸗ ⸗ Damit meine Leſer nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widerſprechen, ſo nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: ſo bitte ich ſie, dieſe Briefe ſelbſt zu leſen. Ich weis wohl, daß ſie von großen Männern ſind gelobt worden; allein ich zweifle, daß dieſe Männer ſie alle geleſen haben. Vielleicht hat ſie der Name verführt.

denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchicket. Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobſchrift zu faſſen: Aber nachdem ich den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel-Gedichte der alten und heutigen Poeten durchſtänkert, ſo habe ich allererſt geſehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfordert. Nun wollte ich mich hierum wohl bemühen: Allein ich fürchte, ie mehr ich ſage, ie mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil ſie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an einem einzigen, und zwar fremden Menſchen erwieſen. Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn ich ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede von nöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem Reſpect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorſamſten
Knecht.

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durchgehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Ausdrucks, als

der

der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen. „Wenn ich ſo verſchwenderiſch mit Worten, „als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, ſo würde „ich ſchon nichts mehr haben, womit ich mich für „Dero heutige Gnade bedanken könnte.„ Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen*: ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu ſagen, daß er mit ſeinen Wohlthaten verſchwenderiſch iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wäre, als ein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegen-

* Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excuſſae riſum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. *Quinctil.* VIII. 5.

Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daß er haushältiger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch „nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke „neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich „hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine „Redensart finde, welche ſich entweder zu Beſchrei„bung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbil„dung meiner unterthänigſten Erkenntlichkeit „ſchickt.„ Man ſieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich die Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch iſt undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorſagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine ſchreckliche Hyperbole iſt: ſo verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth ſeines Gönners. Das iſt ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entſchütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um ſie den Tagen entgegen

zu ſetzen; da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. ſ. w. Ein ieder frage ſich ſelbſt, ob er, ohne roth zu werden, dieſes zu ſeinem Gönner ſagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre ſchon ausſchweifend; aber acht Tage, das iſt gar nicht auszuſtehen. Der Herr von Rauter hätte dieſes Bekenntniſſes wegen Neukirchen ſeine Gnade entziehen ſollen. Einem Clienten, der acht Tage ſinnen muß, ehe er zur Beſchreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung ſeiner unterthänigſten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfaſſer will dadurch ſagen, daß es ſehr ſchwer iſt, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann ſeyn; aber er hat es ſehr unnatürlich geſagt. Er macht ſich zu einem armſeligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeſchreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das iſt keine Schande. Aber ſich von einem Manne müſſen loben laſſen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das iſt wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, iſt eine geſuchte und undeutliche Redens-

art.

art. Was heißt ſeine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollſtändiger und vollkommner in ſeinem eignen Herzen machen, nicht aber, ſie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal fürge„nommen, meine Gedanken auf einmal auszuſchüt„ten ⸗ ⸗„ das iſt ſehr unverſchämt mit dem Herrn von Rauter geſprochen. Ausgeſchüttete Gedanken ſind kein großes Geſchenke. Der Lobſpruch, der unmittelbar folgt, iſt die größte Beleidigung für einen beſcheidnen Mann. Einem gerade zu unter die Augen ſagen, daß ſeines gleichen noch nicht in der Welt geweſen iſt, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das iſt etwas ſchreckliches. Ein Client verräth bey einem ſolchen Machtſpruche einen erſtaunenden Stolz. Er rühmt ſich gleichſam, die Verdienſte aller andern ſo genau zu kennen, daß er den Ausſpruch thun kann, wer der größte ſey. Geſetzt, daß er nach ſeinen Gedanken Recht hätte: ſo muß ers doch mit Beſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſonſt zum Voraus, daß ſich ſein Gönner gern loben läßt; und das iſt doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf ſo einen Lobſpruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht ſtolz werden. Wer macht ihm denn den Lobſpruch? Ein Menſch, der von ſeinen Wohlthaten eingenommen,

der eben deswegen ſchon parteyiſch iſt, der ſich neue Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaßen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo großem Geräuſche zu beſtimmen. „Aber nachdem ich den „ganzen Plinius geleſen, und alle Schmeichel-„Gedichte der alten und heutigen Poeten „durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, „daß Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht „gehabt, und daß Dero neue und ungemeine „Gemüthsart auch neue und ungemeine For-„meln erfodert.„ Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. Durchſtankern iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? Ihres gleichen iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfodert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloß neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lob-

rede hielte, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfodert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich „mich auch hierum wohl bemühen; allein ich „fürchte, ie mehr ich ſage, ie mehr werde es die „Welt für Lügen halten, weil ſie doch unmöglich „glauben kann, daß Ew. Excellenz dieſes alles an „einem einzigen und zwar fremden Menſchen er= „wieſen ꝛc.„ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? Weil ſie nicht würde glauben können, daß er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redt itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſtehet denn das ganze Verdienſt,

warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloß darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daß er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte **Lügen** muß man große Herren verſchonen. Er fährt fort: „**Ich thue alſo viel vernünfti„ger, wenn ich ſchweige.**„ Iſt dieſes nicht der ſchönſte Gedanke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, „und finden alle Buchſtaben darinnen, welche „zu einer Rede vonnöthen ſeyn. Sie ma„chen ſich ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigſtem Reſpecte bewundre, „was ich doch nicht anders vergelten kann, als „daß ich mich nenne Ew. Excellenz unterthänigen „und gehorſamſten Knecht.„ Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat, ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer einfallen ſollte, der ſich

ſein

ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch höher, und ſpricht, daß nur die bloßen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muß gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muß er ſo viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen ſich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! Und ſeyn zufrieden, daß ich mit unterthänigſtem Reſpecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne ꝛc. Der Schluß iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er ſich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der

Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmuzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muß, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks*. Allein ich habe ſchon erinnert,

*Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daß uns der Leſer auch gewiß, bald, und ganz verſtehe. Man muß alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner! Neque vero in illo -- diutius commoremur, vt diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volemus, ſine ambiguo verba aut ſermone, non nimis longa continuatione verborum - - non diſcerptis ſententiis, non praepoſteris temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel

nert, daß dieſes nicht genug iſt. Wann das bloße Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und Schwülſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredt hat, daß die Anweſenden ſeine Meynung haben verſtehen können; ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann *.

 Der

dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erſte, nichts das andre ſeyn läßt, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen; darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben, und koſtbar ſagen wollen. Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti ſpecie nitoris, circumeunt omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt. *Quinctil.* VIII. 2.

* Nemo extulit eum verbis, qui

Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daß ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken müſſen. Man muß endlich das Natürliche nicht bloß in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzuflieſſen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner daſteht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlußweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieß iſt: ſo heißt der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloß mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können.

qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet. *Cicer.* de *Orat.* L. III. P. 463. *ed. cit.*

nen. Dieß, dieß iſt das große Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich iſt; ſonſt müßte die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daß er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daß ſie dem andern in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind, ob ſie gleich ihm ſelber nicht natürlich ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter, nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille * ſage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front paſſent jusqu' à l'eſprit.

„Um noch gut zu ſchreiben, habe ich zu lange ge„ſchrieben, und die Runzeln meiner Stirne erſtre„cken ſich auf meinen Witz;„ wenn ich dieſes ſage: ſo ſcheint der Gedanke nicht mehr ſo natürlich

* Oeuvres diverſes de *Pierre Corneille*, à Amſterdam. 1750. pag. 84.

lich zu ſeyn, als der erſte; und er iſt doch eben derſelbe, und rührt mich mehr, als der erſte. Ob nun gleich ein Brief der ſcharfſinnigen und großen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſtehet oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daß man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läßt, eine Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke ſinnlicher, und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; Sie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen

Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knüpfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen: das heißt ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur ſelbſt denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, beſteht; ſo kann ſie matt werden: wenn ſie aus müßigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können; ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heißt, ſolche, welche die Begriffe der

Sache

Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heißt mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine große Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muß: ſo muß gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weis, was ich denken ſoll, ſo habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Urſache ihres langen Stillſchweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchreiben. Ich möchte beynahe ſagen, daß ich böſe auf Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am Schrei-

ben

ben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben ſollte, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Ich befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen ſtudire, und mich zuweilen auf allerhand Art erluſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin ꝛc.

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeuget noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſtehet aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen ſie beſteht; ſo halte man einen Brief des Plinius von eben dieſem Innhalte gegen den

erſten

erſten. Er ſchreibt ſo an ſeinen Freund Paulinus: *

Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob ichs ſeyn ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie wiſſen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausſchweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich iſt. Doch meine Urſache iſt groß genug; nur weis ich nicht, ob ſie billig iſt. Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin ſehr böſe auf Sie, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigſtens nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Dieſes will ich allein für eine wahre Entſchuldigung gelten laſſen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studiren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geſchäfften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieſer

* S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe ſo wohl in dieſem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateiniſche Du durch unſer Sie ausgedrückt. In einer ganzen Ueberſetzung würde ich's ſchwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beiden, als ein Exempel anführe, ſchien mir das Sie nöthig zu ſeyn, um die Aehnlichkeit der alten und unſerer Briefe fühlbar zu machen, und den Leſer geſchwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieſelben geweſen ſind.

Dieſer Brief iſt unſtreitig beſſer, als der erſte, und man kann leicht ſehen, warum. Er iſt lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, ſind in dieſem beſſer geformt, darum iſt er feiner. „Sie können mich „nicht anders wieder gut machen, als wenn Sie „mir nunmehr oft und recht viel ſchreiben. Die„ſes wird mir die beſte Entſchuldigung ſeyn; alle „andre werde ich verwerfen ‥„ Von dieſen Einfällen weis der erſte Brief nichts. Beyde reden vom Böſeſeyn. Der erſte ſpricht: **Ich möchte beynahe auf Sie böſe ſeyn,** nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geſchickt, und eine große Zubereitung zu einem ſehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in „Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am „Schreiben verhindert worden; denn das will ich

„nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit ſollte abge„halten haben, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daß der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daß er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läßt ſeinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes entſtehen. Er rechtfertiget ihn erſt durch die Natur der Liebe. Dieſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre. Mich deucht, Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſonſt leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis quam ſit amor iniquus interdum, impotens ſæpe. μικραίτιος ſemper, ſcheint mir zu geputzt zu ſeyn. Das interdum, ſaepe, ſemper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausge-

druckt

druckt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelſte Glied wegnimmt, ſo wird ſie nachläſſiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weis Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt ſeinen Freund ſelbſt reden: Non ſum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem Freunde ſagen, daß mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte; Dieſes war mir nicht lieb. Um deſto angenehmer iſt mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen beſſer da gefällt; und daß Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überſchickt, zufriedner ſind, als anfangs. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß ich zuweilen wünſche, es möchte Ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu ſehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm ſeyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekannt-

ſchaft, die ſie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie ſich ja ſeine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl.

Dieſer Brief ſcheint ziemlich natürlich zu ſeyn. Wer indeſſen wiſſen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben dieſem Falle reden. Er ſchreibt an den jungen Trebatius, den er ſehr liebte, und der damals bey dem Cäſar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius ſehnet ſich im Anfange ſehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief ſo zu überſetzen ſuchen, daß das Eigenthümliche der deutſchen Sprache nichts dabey leiden ſoll*.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit ſich ſelber ſind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäſar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäſar kein größeres Vergnügen hätten, und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm iſt. Doch lieber mag mich die Sehnſucht nach Ihnen beunruhigen, als

* S. den 15ten Brief des ſiebenden Buchs.

als daß Sie das was ich hoffe, nicht erlangen ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeſchreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht ſehr lieben muß. Sie können nichts ſchöners aus dieſer Provinz zurück bringen, als ſeine Freundſchaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl.

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunſt ſein Herz hat reden laſſen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck iſt ſo einfältig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfodert. Man mache, daß ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes ver-

ſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceroniſchen Briefe vortrefflich beſtimmt*.

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Inhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekümmert, was

* Ses lettres peuvent nous donner une juſte idée du ſtile epiſtolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de lauange. Quelques-unes ſont gaies et enjouées, où il badine avec eſprit: d' autres graves et ſerieuſes, oû il examine des queſtions importantes: dans d' autres il traite des affaires publiques; et celles lá ne ſont pas à mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d' abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gradée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la preciſion, qui doivent regner dans des memoires et dans des relatians: et l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il emploie pour ſe concilier les bonnes graces de Caton -- Sa fameuſe lettre à Lucceius, ou il le prie d'ècrire l'hiſtorie de ſon Conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme un monument éclatant de ſon éloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à ſon frere Quintus, où toutes les graces et toutes les fineſſes de l'art ſont miſes en uſage. *De la maniere d' enſeigner et d'etudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amſterd. 1736. p. 105. etc.

was ich dem andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was fůr einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfůllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchlieſſen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was fůr einer Ordnung ſoll er abgefaßt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe.

Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung, keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawieder einwenden mag. Man kann ſagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm iſt. Es iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daß ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute

* Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo ſtulti ſenſus aut inepti, & nimis perturbatus abeſſet ordo. *Io. Ludov. Vives,* de conſcr. epiſtol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum laboro; qui optimus in epiſtola neglectus aut nullus, vt in colloquiis incurioſum quiddam & incompoſitum amamus. - - Omnino *decora eſt incuria:* & recte monuit Cicero: *epiſtolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipſe haeſitat, reuocat, turbat, miſcet: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipſius* Inſtitut. Epiſtol. C. VI.

gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbet hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle die künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind niemanden anzupreiſen*. Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daß man nichts anders zu leſen braucht, als ihn, wenn man vorſtummen will**. Die Erfinder dieſer

* Superſtitioſe faciunt, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi ſeruituti includunt, cuiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis cum ſequamur ordinem, quem conſilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Eraſmus* de *rat. conſc. epiſt.* p.m. 98.

** Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, vt ſi quis obmuteſcere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* l. 4. c. 7.

Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daß wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſeqvens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daß wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schluß-Formeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmacke in Briefen hauptſächlich Ur-

ſache, der lange Zeit in Deutſchland geherrſcht hat*. Die Briefe haben nothwendig ſteif und ångſtlich werden můſſen, weil man durch den Schulwitz die natůrliche Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einfőrmlich und ekelhaft werden můſſen, weil alles in einer einfőrmigen Stellung vorgetragen

* So groß die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groß, ja noch viel gröſſer iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von groſſen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daß es eine vergebne Můhe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; andre über die Anweiſungen der andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. **Ludwigs a Vives** Anleitung ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, aureus libellus, mit Recht zu verdienen. **Erasmus** und **Lipſius** haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren großer Månner darinn. An **Philipp Horſts** und **Valentin Erythråi** Anleitungen trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nåmlich in dem erſten die wenigen Anmerkungen, die **Demetrius Phalereus** in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bůcher περὶ τῶν ἐπιϛολικῶν τύπων, de epiſtolar. formis ſ. typis, und περὶ τȣ̃ ἐπιϛαλτικȣ̃ χαρακτῆρος, de charactere epiſtolico, die einige dem **Libanius** zuſchreiben, und von denen das lezte eine můhſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des **Gregorius von Nazianz** an den **Nicobulus**, von der Kůrze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen Briefen, der hundert und neunte. **Caſelius** hat einen Commentarium darüber geſchrieben. Die franzőſiſche Anwei-

gen worden. Hiezu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heißt, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefs aus Junkers Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beſchließe man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74 S. alſo aus:

Satz:

Anweiſung, die vor Richelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdienet geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amſterdam 1750. zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben ſich des Herrn Magiſter Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beyfall erworben. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn Profeſſor Erneſti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach S. 798.

Satz: Ich habe mit Betrübniß vornommen, daß deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluß: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſo wohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt nach gegenwärtigem Exempel bey, und beſchließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes klingt alſo:

Wohledler,
Hochgeehrter Herr Secretair,

Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Deiner wertheſten Eheliebſten bekommen. Die Spuren von den Thränen, ſo Du in währendem Schreiben vergoſſen, lockten mir gleich

falls

falls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um deſto weniger der Thränen enthalten, ie größer der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit Dir beklagen, den Du insbeſondre leideſt. Ich weis Dir ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſtlicher Gelaſſenheit die Weisheit ſeiner Wege erkennen mögeſt. Ich meines Orts wünſche, daß ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache, (Aetiologie) und ſehe, ob ſie natürlich iſt. „Ihre (der verſtorbnen Frau) Gottesfurcht, „Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte „Liebe gegen ihren Eheliebſten, und ihre ungemeine „Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, iſt werth, daß alle, welche „den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den „Verluſt mit Dir beklagen, den Du insbeſondere er-

„litten

„litten haſt ſ ſ „. Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, ſondern durch überflůßige Begriffe beſchweren, und durch eingeſchobne Worte aus einander dehnen. Man ſieht dieſer Erweiterung das Studirte, das Můhſame, auf allen Seiten an; und eben dieſes Můhſame und Geſuchte iſt wider den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um dieſe Urſachen auszudenken, brauche ich Gelaſſenheit und Nachſinnen. Wenn ich alſo dieſe Grůnde gleichſam in einer Schlachtordnung nach einander hinſtelle: ſo zeige ich an, daß ich nicht ſehr beſtůrzt geweſen ſeyn muß. Keine Ordnung wůrde bey dieſer Gelegenheit die beſte Ordnung geweſen ſeyn. Wer pflegt gegen ſeinen Freund ſo ſtufenweiſe zu declamiren, wenn er ihm můndlich ſagen will, daß er den Verluſt ſeiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prådicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode ſpricht? Wåre der Verfaſſer wirklich gerůhrt geweſen, ſo wůrde ihm bald dieſes, bald jenes, von dieſen Umſtånden eingefallen ſeyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; ſo pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Hätte er

hingegen

hingegen nicht an die Chrie, ſondern an ſeinen armen Freund gedacht, und ſeine Empfindungen niedergeſchrieben: ſo würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden ſeyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beyden Sätze: **Ihre wackere Frau iſt geſtorben: ich bin betrübt darüber;** bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daß ich dieſen vor, und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat dem Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muß entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieſes Model getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede, zwingen läßt. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus

dieſen

dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrathe hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern daß die Vorſtellung des Innhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; daß ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr auseinander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten

vor. Man fragt ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt*. Dieſes wird die Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebſter Freund,

Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ſo ſchönes Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt ſchon beſtellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn

* Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum - - ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: ſi quid additum, quod non cohaereat: ſi quid praeteritum, quod inſeri oportebat: ſi quod argumentum futile; vanum, translatum, aut alioqui vitic-

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm ſpatzieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten, ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? „Daß ich Luſt hätte ſpatzieren zu fahren; „daß heute ſchönes Wetter wäre; daß er mir einen „großen Gefallen erweiſen würde, wenn er mit mir „führe.„ Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in „meiner Geſellſchaft haben, das ich in ſeiner habe.„ Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden Sie den Gedanken ſo, daß er vortheilhaft für ihren Freund wird. Laſſen Sie ihm ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. Ich will ihm

vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum: ſi jocus ſit frigidior: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſicubi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum prudenter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod opertebat breuius: aut ſi brevius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alias alia. De conſcrib. epiſt. p. m. 52.

„alſo ſagen, daß ich überhaupt ohn ſeine Geſellſchaft „kein Vergnügen genießen könnte.„ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn blos auf die itzige kleine Reiſe ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und ſagen Sie mir nunmehr, wie Sie ſchreiben wollen. ⸗ ⸗

„Ich werde ſchreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ein „ſo ſchöner Tag, und ich ſage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe „haben werde.„ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er ſoll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm ſagen, daß ich „ihm wieder eben dieſen, oder einen andern Gefallen „erweiſen will.„ Ich will alſo fortfahren:„ Sie „können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen eben dieſen „Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde.„ Dieſe Stelle iſt mir zu matt. Ihr, Sie können verſichert ſeyn, iſt nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben dieſen Gefallen

wieder erweiſen wollen, iſt gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der „Sprache des Umgangs: Ich will Ihnen alles „wieder zu gefallen thun, wenn Sie mir dieſe „Freude machen.„ Wollen Sie noch was weiter ſagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch einmal.„ Wie wollen Sie alſo ſchließen? „Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte Sie recht ſehr.„

Nunmehr würde ich ſeinen Brief gegen den erſten halten. Ich würde ihm zeigen, daß ſeine Formel: Haben ſie doch die Gewogenheit für mich, kein beſonderer Zierath in einem freundſchaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden; denken Sie „vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft „keines haben werde,„ weit beſſer ſey, als die ſeinige: „Ich ſage Ihnen, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft „kein Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werde.„ Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eigenes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchlieſſen

ſchlieſſen ſoll. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluß in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefs hätte. Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben dieſem Innhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller der eben dieſen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genieſzen kann, wenn Sie durch Ihre werthe Geſellſchaft mir ſolches nicht gleichſam erſt angenehm machen. Da nun heute überaus ſchön Wetter iſt, welches mich anreizet eine Spazierreiſe zu thun: ſo bitte mir die Ehre Ihrer Geſellſchaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden ſodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen, und mir die Urſachen ſagen müſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Dencken und Schreiben einen üblen Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden

 gewußt

gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu ſeiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich an der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können*, oder ſich mit Ueberſetzungen behelfen wollen.

Will

* Unter der großen Menge franzöſiſcher Briefe ſind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquiſinn von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Büſſi-Rubütin, von dem Grafen von Eſtrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racinen, dem Aeltern, von Rouſſeau, und von Voltairen, in ſeinen Werken haben, unſtreitig die beſten. Man findet die Briefe der Babet in den Lettres de Reſpect, d' Obligation & d' Amour de Mr. Bourſault. à Paris 1667. Dieſes muntre und witzige Mädchen beſchämt den Bourſault ſehr durch ihre Briefe. Es ſind ihrer kaum dreyßig. Bourſault ſagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehn, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die ſeinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geſchrieben, iſt bekannt. Man hat ſie in ſechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen franzöſiſchen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verſtehen,

oder

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie ohne Aufſeher unternimmt,

oder nicht genug ſchmecken. Sie ſind, von 1670 an, geſchrieben. Die Briefe des Büſſy würden vielleicht noch ſchöner ſeyn, als ſie ſind, wenn der General, der Staatsmann, der Academiſt, weniger darinn redte; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben ſo ſtolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Eſtrades, die zu Brüſſel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Memoires et Negociations, herausgekommen ſind, und die er als franzöſiſcher Abgeſandter in Holland geſchrieben, ſind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienſt, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen, ohne ſie zu verändern. Es ſind zuleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche ſein Herr, der König, und **Lionne** an ihn geſchrieben haben. **Crebillons** Briefe (Lettres de Madame de M * * au Comte de R * *) verdienen in Anſehung der Moral nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daß ſie bey ihrem Tode ſehr unruhig wird; daß ſie ſich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? Außerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn voraus ſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der **Ninon L' Enclos** (Lettres de *Ninon* de *L'Enclos* au Marquis de Sevigné. *à la Haye* 1750) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondre Wahrheiten

und nicht Einſicht genug in beyde Sprachen hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halbgetreue Ueberſetzung verderben. Das heißt nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Autors

ten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daß man die erhabne Enthuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leſer lieber aus dem Munde einer Mannsperſon, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfaſſer, oder die Verfaſſerinn, hätten keine beſſere Perſon zu ihren Briefen wählen können. Wenn ſie ein Frauenzimmer ſchreiben ſollte: ſo konnte ſie eine Lenclos am erſten ſchreiben. Uns deucht, daß ſie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen ſind. Doch wer weis, ob ſie ihn nicht ſelbſt zum Verfaſſer haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die ſein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie ſind nicht allein als Briefe ſchätzbar, ſondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Character dieſes vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit ſeinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit ſeinem Sohn reden, ſo iſt er immer Racine. Er iſt es ſo gar in den Briefen, die er in ſeinen erſten Jahren geſchrieben, und ſein noch nicht reifer Witz verräth doch ſchon den künftigen großen Geiſt. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten ſinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Geſuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht ſeine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von dieſen und von Crebillons Briefen eine deutſche Ueber-

Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit gleichgeltenden Schönheiten

Ueberſetzung; die erſte iſt von dem Herrn Profeſſor von Steinwehr, und die andre von Herr Strauben. An den ſinnreichen Werken der Frau von **Lambert** (Oeuvres de Madame la Marquiſe de Lambert à Lauſanne 1747) ſtehen auch einige ſchöne Briefe, davon man aber die meiſten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eigenen Verſtande nennen könnte. Wer den feinen Geſchmack des **St. Mard** kennt, der wird ſich auch von ſeinen galanten und philoſophiſchen Briefen, welche den zweyten Band ſeiner Werke ausmachen, nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fället, daß ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verſchiedner franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniß von Briefſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem Conſpectu Bibliothecae vniuerſalis -ſ- Epiſtolarum, 38 - 58 Seite, *Hanov.* 1746. Man hat im Italieniſchen beynahe eine eben ſo große Menge Briefe, als im Franzöſiſchen, gute und ſchlechte. **Annibal Caro**, **Guidiccioni**, **Bonfadio**, **Bembo**, **Bentivoglio**, **Loredano** und **Lupis** ſind bekannt. Die Briefe des **Annibal Caro** (Lettere famigliari. Venet. 1574 II. Vol.) und des **Bonfadio** nehmen unter den guten, ſo wie des **Loredano** und **Lupis** ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schön-

ten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthiget iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutſch zu reden*.

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von andern unterſcheidet. Dieſe

Schönheit der Sprache zugeſtehen muß, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muß ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Metaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

*Cicero ſagt, daß er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil, durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden, erlangt habe: Poſtea mihi placuit eoque ſum vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non ſolum optimis verbis vterer, & tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua noſtris eſſent, dummodo eſſent idonea, L. I. de *Orat.* p. 305. *l. e.*

Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel dem andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutrauet; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen*, der wird ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtändig, bloß auf andrer Koſten zu ſchreiben, als auf andrer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn,

wenn

* Eum nemo poteſt aequare, cujus veſtigiis ſibi utique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem. *Quinctil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteris. Nam rurſus quid erat futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur? *ibid.*

wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daß viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen*. Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die

* Plerumque optima rebus cohaerent & cernuntur ſuo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimus. Quinctil. L. 8. Prooem. Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieſes vortrefflichen Anführers in der Beredſamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non reſupini, ſpectanteſque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obveniat;

die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe von einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht, ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung die leichteſten, feinſten und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe ſchreiben. Aus dieſem Grunde kann man ſich ſagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen*. Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen.

veniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus - -, intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus: Sic nobis & initia, & quae ſequuntur, natura ipſa praeſtabit. Certa ſunt enim plerumque, & niſi conniveamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec ruſtici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine ſehr ſchöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) ſont vuides

unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken ſo lange auf; wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen

vuides de ſentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naiſſance. Le ſexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume des tours & des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail & d'une pénible recherche, elles ſont heureuſes dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont le charme de la nouveauté & ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, & de rendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchaînement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, & qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toûjours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles ſeroient peutêtre ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit. *Tom.* I. pag. 152.

wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weis, daß eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Juvenal* die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum ſermone rotato
Torqueat entymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, & non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend

E ſeyn,

* Iuv. *Sat. 6.*

ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Und es iſt keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den gröſten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, ſie werde ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch ekelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſie weniger frey, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie iſt auſſer der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn ſie erzählt, oder ſcherzt, eben ſo lebhaft in ihren Vorſtellungen, eben ſo fruchtbar an Bildern, eben ſo naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindung erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung zu denken. Es beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungne Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt, und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille

und Ruhe des Geiſtes erfodert, wenn wir unſere Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſätze und andre witzige Einfälle fallen ſollen. Der Affect aber läßt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniß wird uns diejenigen ſchon eingeben, die den Leidenſchaften eigen, und deswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affecte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Brief zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack ver-

verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebenen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bajanowsky*, über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man ſagen, wenn man nun ſelbſt nicht gerührt iſt, wie ſoll man denn da ſchreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen? Unſer Herz nöthiget uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohlſtand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man ſtellt ſich, als ob man etwas wäre, das man nicht iſt. Gut! Wer eigennützig genug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt, der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorſtellen will. Er wird ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affecte zu reden pflegen. Dieſe Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes und verſtelltes Herz entdecken ſoll; allein er

 muß

* S. Neukirchs galante Briefe, am Ende des Junkeriſchen Briefſtellers. S. 210. Man findet dieſe Briefe auch bey einer Ueberſetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in Volks Briefſteller.

muß ſie nicht übertreiben. Er muß allen Vergröſſerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt, oder komiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch frühen Tod verlor,
Und ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich von Lieb und Mittleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich ſagen wollen.

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird Ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueber-

Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens-Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von eimm ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagn? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwöimal verändert thun? Wer kaun bey kleinen und iglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht etrübt iſt, an die man ſchreibt; wer kann ſich da imer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann imer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ei bloßes Compliment läßt ſich ſeiner Natur nach iht ausdehnen, wenn man ihm nicht Ge-

walt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluß-Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das beſondre Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente hergiebt; Kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſer zufälliger Umſtände, uns nicht bey ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburtsfeſte, überhäuft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miſer jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthi-

gen

gen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angſt dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man leſe zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritte des neuen Jahres meinen unterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten. Allein ich ſuche die Worte vergebens, wodurch ſich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünſchen muß, wenn man das Verlangen ſeines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewiſſe Belohnung der Verdienſte: ſo werden Ew. Excellenz mit dieſem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückſeliger Tage antreten. Ich werde nie ablaſſen, um die Erfüllung dieſer Wünſche die Vorſicht anzurufen, und mit der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf dieſe

Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch iſt er redneriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daß man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daß man ſie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läßt; daß man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Kanzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lüniz durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unſerer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten Eintritte dieſes inſtehenden neuen Jahres zu gratuliren, mit dem aufrichtigſten Beywunſch, daß der Allerhöchſte Ew. Liebden in dieſen und vielen folgenden Jahren mit aller ſelbſt wählenden Fürſtlichen Proſperität, und demjenigen, was ſonſt zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter

aus-

ausbittender Continuation Dero hochſchätzbaren Freundſchaft und Wohlwollens zu Erweiſung ꝛc. ꝛc.

So muß man ſchreiben, wenn man wohlſtyliſirt ſchreiben will. Auſſer der Armuth des Innhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit großen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daß man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit großer Behutſamkeit reden, und aus großer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art, zu denken, ſo ſehr ein, daß man dieſe oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtracta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen.

Dieſes

Dieſes muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man wenigſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muß man lange Perioden machen, und Sätze die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; ſondern: nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn

herbe-

herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an große Herren ſind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu ſich immer verſchiedne Umſtände, verſchiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von denen Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß ſie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht ſchläfrig ſprechen ſoll: ſo muß man ſich doch auch nicht dem Balzaciſchen oder Voituriſchen Geſchmacke überlaſſen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieſer Männer iſt, immer auf einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe ſind

dieſem

dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbringen, es koſte was es wolle. Alles was ſie betreten, ſoll eine Roſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobſprüchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden alſo, zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. Endlich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beſte, ermüdet, wenn es immer eben daſſelbe bleibt. Voitüre iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen* angenehm zu leſen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen

* Der Herr von Voltaire ſetzt die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Bourſault und le Pays. (S. ſeinen Temple de Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwerlich, das beſtändige Wehklagen über ſein Unglück iſt ein Fehler; aber deswegen hört ſeine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu ſeyn. Pitavall beſchwert ſich über dieſen Ausſpruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une auſſi grande injuſtice, qu'on

Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt*, und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief ** an die Marquiſinn von Montauſier ſeyn. Er wünſcht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame!

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: ſo will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müſſen, und Sie haben uns eine ſo gute Nachricht von ſich hören laſſen, daß ich darüber vergeſſen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, ſo wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da ſie mir nun dieſe ſüße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: ſo halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Feſttage

Ihres

qu'on la lui feroit, ſi on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le ſtile Epiſtolaire, qui ſurpaſſe le ſtile fin & aiſé du Comte de Buſſy. S. *Cauſes celebres* Tom. VI. p. 317.

* S. den vierten Theil ſeiner Werke, d. 93. S. Amſt. Ausg.

** Lettres de Mr. *Balzac*, à Amſterd. 1664. p. 356.

Ihres Hauſes ſind keine Privatfeſte, und bilden Sie ſich ja nicht ein, daß Sie nur für ſich allein glücklich ſind. Nein, Madame, es iſt ein Licht, womit Sie die Welt ausgeſchmückt haben; es iſt ein Glück, das Sie unſerm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: ſo wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was ſich von zwo Perſonen herſchreibt, für die ich eine ſo hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfüllen ſollen. Und weil die vortrefliche Erziehung nicht weniger von Ihnen ſelbſt herkommen ſoll, als die vortrefliche Geburt: ſo glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin, zeitlebens zu ſeyn ꝛc. ꝛc.

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fährt: „Ich habe es für meine Schuldigkeit er-

„achtet,

„achtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu dan=„ken, das ich in dem Ihrigen finde.„ Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich unmittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriol ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Innhalt aus bloßen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlichſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daß heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat:

ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloß wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein, wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Hauptfugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind. Man muß die geringen bald auſſen laſſen, bald etliche in einen zuſammen ziehen, das heißt, ſein Gedächtniß, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art zu erzählen, iſt ſchon ein großes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daß man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge

davon zu ſeyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daß alles, ſo ſehr es entbehret werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſo wohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen,

und die, wie Pope*. ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann; ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, traurig oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen haben wir die Erlaubniß ſinnreich zu ſeyn, und tauſend Dinge,

die

*Some beauties - - no Precepts can declare,
For there's a happineſs as well as care,
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.
Eſſay on Criticiſm. v. 142.

die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, bald im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſowohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daß ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein, es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſo wohl von der Seite eines Briefs; Man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſo wohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet,

allemal natürlicher, als die Poeſie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt: ſo iſt es uns genug, daß dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läßt, und wir wiſſen es ihm Dank, daß er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daß er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Pralerey, wenn wir ſehen, daß er nicht ſo wohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſo weit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andre dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche Briefe

auch

auch ihrer Natur nach gut ſind, ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindruck angeſtrengt wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Und ob der Wein gleich weit geiſtreicher iſt, als das Waſſer, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieſes: ſo werden wir ihn doch weit eher ſatt. Die ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden: ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hinter einander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeßne, geſchmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, dennoch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnü-

gen kann*. Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muß einen Anſpruch auf dieſe Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis an dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen muntrer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich

befruch-

* Vel ex poetis, vel ex oratoribus poſſimus iudicare, concinnam, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis claris ſit coloribus picta vel poeſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. Cic. de Orat. L. III. p. 477 edit. Elz.

befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe insbeſondere eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſo wohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meynung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernſte, und redet doch ſelten ernſthaft

von der Liebe. Alles iſt Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entſpringt. Ihr Charakter iſt Freude und Vergnügen, ſo wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet ſich nach dieſem Charakter. Sie ſagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichſten Sachen. Sie nimmt ſich kleine Freyheiten heraus, welche Mannsperſonen unverſchämt laſſen würden; allein ihr ſtehen ſie wohl. Ihre Briefe ſind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten beſtehen, nicht wohl zu überſetzen. Man muß auch mehr als einen leſen, wenn man ihre Schreibart ſchmecken will. Weil dieſe Briefe beynahe ſchon hundert Jahr alt, und nicht gar zu bekannt ſind: ſo würde ich etliche zur Probe herſetzen, wenn nicht die Welt bald eine Ueberſetzung davon zu hoffen hätte.

Von ſolchen aufgeweckten Briefen trifft man verſchiedne gute in den griechiſchen Briefen des Alciphrons und Ariſtänets an; denn alle kann man ſie von einem gewiſſen ſophiſtiſchen Witze wohl nicht frey ſprechen. Wer dieſe oft ſehr freyen Galanterien im Griechiſchen nicht leſen kann, der muß

mit

mit einer nicht ganz getreuen Ueberſetzung* zufrieden ſeyn, die man im Franzöſiſchen davon hat. Des Alciphrons Briefe ſind nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daß man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Ekel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

An

* Lettres d'Ariſtenete aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'Alciphron, traduites du Grec. à Londres 1739. Ariſtänets Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande. Wer die meiſten griechiſchen Briefe, Briefe von fünf oder ſechs und dreyßig verſchiednen Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, beyſammen ſehen will, der findet ſie in einer Sammlung in zween Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499 zuerſt herausgegeben.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: aber die gröſste Schuld hat mein Philax, welcher geſtern frühe verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich darüber quäle, abſonderlich weil mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausſchlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wuſte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieß Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löſchet: ſo wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen, ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber deſſen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärmliche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und Kummer todt gegrämet. Ich weis, daß ihm meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über dieſe Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen:

Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne ſeine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder loß gelaſſen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich gewuſt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer weis, daß Sie mich quälet, Sie hat meine Liebe ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchließen, daß ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebt. Gleichwohl höret ſie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, Sie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann Sie mich nur mit Worten ſpeiſet, da ſie mich doch inzwiſchen durch ihre unerträglichen Geſetze zu Grabe ſchicket. Ach Calliſte! Sie beherrſchet mich allzuſtrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was ſie befiehlet, je mehr befiehlt ſie mir zu thun, was ich nicht kann. Und alſo iſt es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig ſey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorſamſter Knecht ꝛc.

Muß Calliſte nicht ein Vergnügen über dieſe ſchalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die ſie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen ſie eben ſo ſtark, ja wohl noch ſtärker iſt, als die Liebe ſeines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war!

Hätte der Verfaſſer wohl ein nachtheiliger und ſchmutziger Bild für ſich und ſeine Schöne wählen können? Es hat ſich ſchon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutſchen gefunden, der ſeine Landsleute in Briefen hat wollen ſcherzen und galant ſprechen lehren. Ich meyne den Verfaſſer der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer*, Franziſcy. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß ſey?

Zum höchſten wundert mich, ſchönſte Clymene, daß ſie von mir ſchriftlich verlangt zu wiſſen, was eigentlich ein Kuß ſey: da ich doch vermeine, es könnte ihr dieſe Wiſſenſchaft

*Der ganze Titel dieſes Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Perſonen, abgefaßt und beantwortet ſind: voll mancherley Erfindungen ſowohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrerer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch C. F. 1679.

ſchaft mündlich viel bequemer beygefügt werden. Dann dafern ſie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde ſonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr genugſamen Unterricht geben, was das Küſſen ſey und bedeute, und was Sinnen-beliebte Veränderungen daraus entſtehen. Weil ſie derowegen die geſchickteſte Meiſterinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen; möchte ich die Antwort lieber geben, als ſchreiben, wann es nach meinem Wunſch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meinung unter ihren Willen demüthigen, und kürzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, ſo gut es immermehr möglich, in einer Sache, welche ſich beſſer durch die That, weder mit Worten und Buchſtaben erklärt.

Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolches ſo bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; beſondern aufs wenigſte ein paar Küſſe, zur Vergeltung meines Dienſts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wol oder übel davon geſchrieben.

Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubefliſſenen Willens: Ein Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchlagende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wundpflaſter der Liebe: Ein ſüſſer Lippenbiß: Ein holdſeliger Munddruck: Eine Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht ſättiget; Ein Obſt, ſo man zugleich

pflanzet

pflanzet und abbricht: Die allerſchnellſte Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

Befindt Sie dieſe Beſchreibung und Eigenſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wohlan, Schönſte, ſo laßt uns eine nach der andern an unſern Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind korallinen Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuß. Ein Kuß iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung nicht die Küſſe vernehmlich ſchallen? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren: ſo ſind ſie freylich Feuerſteine. Das karmeſinrothe Wundenpflaſter der Liebe, und die Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt, verſtehet ſich von ſich ſelbſt. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe ſeyn ſoll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weis, was die erſten drey Grade ſind, und weil

weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerſchnellſte Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen ſcheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften lieſt, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn ſie den deutſchen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des ſchlimmſten Geſchmacks, ſo viel auſſerordentlich elende und ſo wenig ſchöne Werke der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in der unſrigen? Und wenn werden wir den Schimpf der ſchlechſten Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen können? Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſpotten, denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Die Bitterkeit

iſt mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner ſelbſt geſpottet haben, wenn ich dergleichen Beyſpiele ernſthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muß man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehn wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen,* und

* In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was ſie von einem ſo großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer ſeiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfaſſer der Clariſſa. So verſchieden die Charaktere ſeiner Perſonen ſind, ſo läßt er doch jede, von der Clariſſa an

und vielen andern? Sind wir ſchon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt, welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre

an bis auf die Arabella herab, ſo ſchreiben, wie dieſe Perſonen geſchrieben haben würden, wenn ſie wirklich exiſtiret hätten; und dieſes Meiſterſtück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben ſo vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Sprache lernen, von uns denken ſollen, daß wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchließt, die ſie liebt: ſo ſchließt man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzuſtellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen, und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die

mei-

meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glükke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von

Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfodern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Künſte oft lieber fruchtlos, als daß ſie ſich in der beſchäfftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daß ſie Mittel ſind, andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſrer Geſchicklichkeit beyzubringen; daß ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daß ſie alſo ſehr oft Mittel ſind uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern; ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die

Schreib-

Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groß er war, war doch nicht zu groß, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler* mit ſeiner Kritik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfältig beſtraft nicht Racine, der Aeltere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daß ſo große Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſogar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute.

* - - ſed heus tu, qui κανὼν eſſe meorum ſcriptorum ſoles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inſeruiendo?* vnde in iſtum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium eſt proprium in officio - - *Epiſt.* 17. Lib. XVI.

Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben. Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer üblen Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daß ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Kritiken werden ſich aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bände voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

Briefe.

Erſter Brief.

An den
Herrn Rittmeiſter von B****.

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Verſichrungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts als von Liebe, reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſers Herzens anfangen und beſchließen. Es iſt für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weis, ob ichs iemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze. Ich will Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein Paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; Kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke

umgür=

umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſahe ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite, und präſentirt mir ſeine beinerne Schnuftobaksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber ie finſtrer ich ausſah, deſtomehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gerne ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinquentinn einen ſehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte; ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich ſah das Stühlchen bringen, ich ſah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beiden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich ſorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen waren abgethan worden. Und das war unſerm Scharfrichter ſchon recht. Er erzählte mit einer henkeriſchen Beredſamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperſon oder als College, ſeit der Zeit ſeines tragenden Amtes, das

hieß,

hieß, ſeit fünf und vierzig Jahren, beygewöhnt hatte, und wünſchte nichts mehr, als daß er ſein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeſchichte, die noch ſchrecklicher als die erſte war, wieder auf. Unter dieſen freundlichen Geſprächen, wozu noch ſeine Curen kamen, die er an Menſchen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und alſo ſchon in R = = = Hier ſtieg unſer Scharfrichter ab, und bedauerte ſehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reiſen, weil er ſich hier wegen ſeiner Patienten, (es war eine Viehſeuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten mußte. Nunmehr hohlte ich das erſtemal aus freyer Bruſt Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht gereget hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes, als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der beqvemer war, einnahm. Ich ſahe ihn für einen jungen Studenten aus J = = an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum

Tobak

Tobak an. Dieſes erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem, und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz electriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater beſteigen. Sind ſie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an; ich dachte, Sie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden ⸗ ⸗ ⸗ Hier hätte ich mir bey nahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte

eine

eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, ſobald ich in die Stube trat. Ich wünſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! Der junge Laffe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne; dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. = = Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! Bis um zwölf Uhr

mußte

mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmählen, und zwar ziemlich nachdrücklich. Er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund und ſelbſt mitſchekerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Großknecht nahm die Großmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daß ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daß ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stuhl auf den Tiſch, und mich auf den Stuhl, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandnen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir

acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutſche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den Herrn von P****.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir dieſe Frage nicht ſelber beantworten?

Ihr liebt, und ſchmeckt das Glück der Zärtlichkeit
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen ſie beſchrieben.

Können Sie an der Seite einer ſo liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,

Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O P = = mein ganzes Herz iſt Dein,
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge ſeyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daß wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge ſeyn,
„Daß wir kein größres Glücke wiſſen,
„Als uns Zeit Lebens zu genießen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen, und zu küſſen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Geſellſchaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich ſehe noch jede kleine Mine, mit der Sie einander liebkoſen, und einander tauſend ſchöne Dinge ſagen. Ich höre

noch alle die aufrichtigſten Lobſprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beſchrieben. Ich ſehe noch die Röthe und die niedergeſchlagnen Augen, die ihr dieſe Lobſprüche abnöthigten. Ich höre ſie noch bitten, daß Sie ſie nicht loben ſollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß ſie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beide ſeyn, und an Ihrem Beyſpiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie ſie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuſchauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebſter P ‒ ‒ ‒, wenn es bey mir ſtünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es ſoll mir ſo gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden ſeyn, Sie mit dem Ende des Jahres erſt wieder zu ſehen. Aber werde ich denn binnen dieſer Zeit nicht wenigſtens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht ſchenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beide noch nach meinem Wunſche leben; daß Sie den Neid eben ſo beſiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund ſind; ſo will ich zehn Briefe dafür ſchreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben denſelben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre

Ruhe

Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten, ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieß iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?
Mit Dir ſich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte Jhres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebt, die das edelſte Herz beſaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geſchaffen! Sie verlieren ſie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geſchenkt hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon,

wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchlieſſen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkoſung machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G⸗⸗⸗leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Paſtor,

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie

wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genieſſen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſre Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt um das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr als einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von der kurzen und ſich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herſchreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner

der ich das längſte Leben verſprochen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüte der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmückt, geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet; „Alſo muß ich Sie verlaſſen? O Gott, „warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben „müſſen? Sie, Sie machen mir mein Ende ſchwer, ſonſt „nichts in der Welt ; ; ; Kann ich Sie denn nicht noch ein „Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht mein Wille, ſondern „der deinige geſchehe! ; ; ; Verlaſſen Sie mich. Ich liebe „Sie, ich ſterbe.„ Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt. „Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie ; ; ; ich ſterbe.„ Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundſchaft noch der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehen. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber ich weis, daß Sie dieſer Zeit durch die Vorſtellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that.

Dieß iſt der einzige Troſt, den andre, und wir ſelbſt, uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***.

Halb iſt es Rache, daß ich Ihnen ſo ſpät antworte, und halb Beſchäfftigung. Rache? werden Sie ſagen; Iſt nicht mein langes Stillſchweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entſchuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E⸗⸗. Sie mußten doch Ihre Noth iemand klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für dieſe Beſcheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundſchaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer ſo wohl wiſſen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period iſt nunmehr vorbey. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Daß ichs von Herzen gern

 höre?

höre? Das ſagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde ſind. Aber wenn Sie mir geſchrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: ſo hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, iſt ein ſicheres Verdienſt zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin ꝛc.

Sechſter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich dieſe Ehre verdiente! Aber nein, ich ſage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene ſie nicht; und dennoch wünſchte ich, daß Sie dieſe Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausſpruch nicht wieder zurück zu nehmen; ſo ſehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieſes iſt eine Eitelkeit, über die ich bey andern ſpotten würde, und mir vergebe ich ſie ſehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobſpruche von hundert andern Fräuleins ſehr gleichgültig geblieben ſeyn würde. Ich danke Ihnen alſo, Gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewiſſen edlen Empfindung, zu der man allein fähig iſt, wenn man

von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben dieſem Briefe an Ihre Freundinn gewünſcht, reich zu ſeyn, um mir jährlich eine Penſion ausſetzen zu können, und ich verſichre Sie, daß mich dieſer Wunſch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Penſion von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, ſondern auch dieſe, ohne ſie es wiſſen zu laſſen, wem ſie ihr Glück zu verdanken haben. Dieſes können nur die edelſten Herzen. Aber, Gnädiges Fräulein, wenn es bey mir ſtünde, ſo würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt ſeyn ſollten, mehr wünſchen als eine Penſion. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hauſe der geiſtreichen Marquiſinn de la Sabliere zwanzig Jahre ſeinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beſchützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich ſeyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht ſo wohl auf mich als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La, Fontaine ſo wohl, als ‒ ‒? Doch Sie würden böſe werden, wenn ich den Gedanken fortſetzte, und eben ſo wenig darf ich Ihnen ſagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verlohren hat, ſeit dem Sie nicht mehr hier ſind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unſrer Geſpräche ſind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünſchen können, das Ihre Eigenſchaften verdienen; alles dieſes darf ich Ihnen nicht wohl ſelbſt ſagen. Ich ſchließe alſo, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung ꝛc.

Siebenter Brief.

An eben dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo, mir nur ſelten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieſer Bitte zu ſchließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daß ſie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daß ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß ſie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone ſelbſt, mit dem ich ſie ausgeſprochen habe, hätte ſchließen ſollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben, zu wenig; und eben dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur deſtomehr erwerben, und andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen,

laſſen, die Sie Sich ſelbſt verſagen. Wer ſo lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der ſchreibt allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je weniger er daran denkt, ſchön zu ſchreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und ſelbſt ihre Nachläßigkeiten ſind noch liebenswürdig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geſchlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben Sie mir dieſen pedantiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande ſeyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu ſchätzen weis. Ich habe die Ehre, Zeitlebens zu ſeyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie ſind die beſte Frau von der Welt, und ich bin Ihr beſter Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (laſſen Sie dieſe Zeilen Ihren Mann nicht leſen!) Sie verdienen einen noch beſſern und vornehmern Mann, als Ihr C ‒ ‒ iſt. Dennoch darf Sie dieſes nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich ſo viel Verdienſte haben, als Sie und ‒ ‒ ‒ darf ichs ſagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie

denn

denn in Q ⸗ ⸗ ⸗? Iſt mein Gedicht auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann ⸗ ⸗ ⸗ Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine ſo ſeltne Begebenheit verdient es ja wohl! ⸗ ⸗ ⸗ Hört Ihr Mann den ſüßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geſchickt hätten: ſo wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müſſen Sie die Welt beſchenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um dieſe Zeit ein Geſchenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen ſollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Luſtgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: ſo hätte ich meinem Pathen alle dieſe Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. ⸗ ⸗ ⸗ Ich ſoll ſie aufheben; wollen Sie mir ſagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr iſt es zu ſpät. Ich beſann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie alſo lieber bis wieder auf eine ſolche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen faſt mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Seegen dienen, in der Sprache der Bethſchweſter zu reden. ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungriſchen Wein, ſeinem Stande gemäß, im Keller haben ſoll. Sagen Sie ihm doch, daß er ſich mit einem Antheile ſehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein

mein ehemaliger Reſpondent, das Präſidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal ſehen und küſſen. Es ſind freylich ſechzehn Meilen, es iſt auch ſchlechter Weg, es iſt kalt; aber alles dieſes wird mich nicht abhalten. Das menſchliche Leben iſt kurz, ich will reiſen, und Sie noch einmal ſprechen, und Ihnen ganze Wochen lang ſagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie ſehr ich ſtets geweſen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrießliches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen bedeuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein voll-

vollkommner Heavtontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weis ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jenes leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe närriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannigfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen: ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhauſe auf den Kirchhof. Ich beſehe die Leichenſteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht

nicht, bis ich einen halbverloſchnen Namen heraus gebracht habe. Wenn ich auf den Denkmaalen die Worte finde, er ſtarb alt und Lebensſatt: ſo bewegt ſich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem beſſerm Verſtande, als ich es einmal in meinem ſiebenten oder achten Jahre war. Ich weis nicht, was mir für ein kindiſcher Wunſch damals fehl geſchlagen ſeyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht innſtändig, daß er mich gen Himmel holen ſollte; ſo verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verſchließen läßt: ſo weis ich vor Angſt nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Aber warum kommen Sie nicht wieder in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande ſo unzufrieden ſind? Das weis ich auch nicht, Madam. Ich glaube und warte darauf, daß Sie mich bitten ſollen. Und wenn Sie mich bitten werden: ſo werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht innſtändig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reiſen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmeſſer ſehr höflich abfodern. Merken Sie dieſe Liſt nicht? = = Aber wer hat denn geſagt, daß ich ſchwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir ſelber, dieß iſt es alles; und deswegen läßt man mir das Federmeſſer abfodern? Sagen Sies auf Ihr Gewiſſen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders ſchließen, als daß ich mürriſch bin, daß ich ſelbſt nicht weis, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondriſch bin. Gut, ich bin

es für mich, was kann denn das meinem Wirth verſchlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, luſtig zu ſeyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeſchlagen zu ſeyn? Das iſt artig! Sie ſind tauſendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie laſſen Sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieſes ſehe ich als die größte Wohlthat an, und küſſe Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenſt, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L = = = haben bekannt machen wollen. Er iſt aller meiner Freundſchaft und Liebe werth, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften würden mir ſchon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigſten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntſchaft geſucht hätte. Um deſtomehr werde ichs thun, da mich die Freundſchaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen ſeinen Herrn Vater dazu verbinden. Geſetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder ſelbſt begangen habe, oder wohl noch begehe: ſo wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn können. Gelehrt werden ihn ſchon andre Leute und ſein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie

hat.

hat. Von beiden läßt ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H = = g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt, ſo finde ich oft eine ſo große Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H = =, es iſt mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir

dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gön-ner ſind: ſo will ich Ihnen wieder meine Neigung ver-ſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin ꝛc.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohlgehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn möchten; und wenn ſich Ihr Glück mit dieſem Wunſche vertrüge, ſo würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indeſſen froh, daß Friede iſt, oder daß wenigſtens die Leute vom Friede reden, weil ich auf dieſe Art Sie am erſten wieder in Sachſen zu ſehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, ſonſt werde ich ſehr finſter ausſehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letz-ten Brief der Madam G⸗⸗ vorgeleſen, und ſie war böſe, daß er ſo kurz war. Wie gefällt Ihnen dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzu-zuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G⸗⸗? Sagen Sie ihm nebſt tauſend freundſchaftlichen Grüſſen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L⸗⸗ zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie ſo gütig geweſen ſind, mich grüſſen zu laſſen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit beſitzen, oder, den Lobſpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande ſeyn, wenn ich mich nicht nach Ihren Namen hätte erkundigen ſollen. Ich that es; aber mein Freund war ſo boshaft und ſo eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob ſie die Namen wiſſen oder nicht, fieng er „trotzig an; genug, es ſind drey angenehme und kluge Frauenzimmer, drey liebe Schweſtern, die den Geſchmack und „ihre verführeriſchen Schriften lieben. Das iſt alles, was „ich Ihnen ſagen kann. Sie wohnen in G⸗⸗. Sehen ſie, „hier ſteht es; aber mehr erfahren Sie nicht, und wenn Sie „auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf einmal bekommen ſollten.„ Dieſes unbeſcheidne Compliment beleidigte mich um deſto mehr, da mein Herz von dem Lobſpruche, den Sie mir ertheilt, noch ganz ſtolz war. Dennoch verbarg

ich meinen Unwillen mit einer gewiſſen lächelnden Mine, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne geſehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig; ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an dieſe drey artigen Schweſtern beſtellen wollte, aber verſiegelt. Ja, ſagte er, weil ſie noch Caffee haben, ſo will ich eine Pfeife Tabak bey Ihnen rauchen; doch, ſo bald die Pfeife aus iſt, ſo muß der Brief fertig ſeyn, oder ich beſtelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böſe Menſch! Itzt klopft er den Knaſter aus. Er ſteht gar auf. Ich möchte ſo gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie ſo gern um Ihre Freundſchaft bitten. Ich muß alles vergeſſen, wenn ich anders will, daß dieſer Brief fortkommen ſoll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu ſagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutſcher Autor muß keine Oſter- oder Michaelsmeſſe vorbey laſſen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich laſſe mir mein Recht nicht nehmen; ich ſchreibe, ſo lange ich geſunde Hände habe. Es iſt gar zu hübſch, wenn man ſich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich

endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf den Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände, und ſchreibe was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath von Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph, ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trozig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſcheckigt darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der ſchon hübſch leſen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeiſe Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherſchreiben muß ihm recht von der

Hand gehen. Ihr Narr, ſprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geſchrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr ſelber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht ſo viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen ſollte, und er that es zu meinem Glücke; denn auſſer dem würde ich mich dem Bauer ſelber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten ſehen ſollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achſeln klopfte, und mich ermahnte, mehr ſolch ſchnackiſch Zeug zu ſchreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich ſtellte mir alle meine Leſer von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beſchloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G = = fertig zu machen, den Sie mit dieſem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde ſchwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, ſonſt ſchreibe ich Ihnen keine ſolchen merkwürdigen Hiſtörchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S = =.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie ſind kaum abgereiſt, ſo ſchreibe ich ſchon an Sie, und ich denke, ich werde ſo lange ſchreiben, bis ich Sie wieder zurück geſchrieben

ſchrieben habe. In der That ſind auch ſeit zweymal vier und zwanzig Stunden faſt eben ſo viel Urſachen entſtanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen ſcheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigſten melden. Ihr Herr Liebſter hat geſtern Nachmittage das Fieber nebſt einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu ſchreiben. Ich habe es ihm auch verſprochen; allein in einer Sache, die Sie ſo nahe angeht, ſehe ichs für einen löplichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet ſich itzt zwar ganz leidlich, und verſchiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen ſehen; ich muß es aber am beſten wiſſen, daß es noch ſehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefehr den Porzellantiſch umgeſtoßen, und geſtern Nachmittags ‒ ‒ darf ichs Ihnen ſagen? O wie bedaure ich Sie! ‒ ‒ geſtern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! iſt Ihr ganzer Silberſchrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis dieſe Stunde noch weis, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle herſetzen wollte, die ſich ſeit Ihrer Abweſenheit zugetragen haben. Nur noch eine Urſache kann ich nicht verſchweigen, die mich ins beſondre Ihre baldige Rückkunft wünſchen heißt. Es iſt ein Ruf, den ich nach B ‒ ‒, mit der heutigen Poſt erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr als jemals, ie unſchlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum ſind Sie doch gereiſt? Was ſoll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L ‒ ‒ verlaſſen kann, ohne Ihnen für die tauſend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in ſo vielen Jahren erwieſen haben. Und gleichwohl ‒ ‒ Ich dächte, Sie kämen

noch dieſe Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie ‒ ‒ ‒ **Ob das alles wahr iſt, was ich Ihnen erzählt habe?** Ja wohl, Madam; denn wenn ich nein ſagte, ſo kämen Sie nicht ſo bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebſter rufen. Was wird wieder vorgegangen ſeyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hauſe nur auf Ihre Abweſenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etliche mal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Tinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe,

oder

oder nach der Tinte greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Baſe erzählt. Sie ſagte mir, die Tinte bedeutete Zank und Streit mit Abweſenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wieviel Leipzig entbehrt, wenn ſie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B = = = kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführt werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G = = = ziehen. Nach G = = =? warum denn das? Um den guten Geſchmack befödern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo

wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner Zuhörerinnen fodert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchlieſſen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel ſie zu erhalten, ſie zu verſüßen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen eine Liebkoſung machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G== leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Paſtor,

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und

wie

wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genieſſen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſre Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt um das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundſchaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergeſſen, und von Ihren mir überſchickten Werken reden. Ich habe ſie mehr als einmal geleſen, und allemal ſehr ſchöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben ſie mir niemals gefallen. Laſſen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet Ihrer gemachten Verbeſſerungen, einen gewiſſen Zwang in Ihren Erzählungen, der ſich bald von der kurzen und ſich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herſchreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner

ſtets beleidigend bleiben wird. Ich habe ſie meine Freunde leſen laſſen, die alle ſchon Ihre Freunde ſind; und alle dieſe ſind meiner Meynung, und wünſchen von Ihnen weit lieber andere Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimloſe, als gereimte Gedichte, zu leſen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Proſa aufzumuntern, in der Sie ungleich ſtärker und neuer ſind, als in der Poeſie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelaſſen in die Ausgabe Ihrer Poeſien willigen ſollte. Verlangt aber Ihr Glück dieſes Opfer, ſo wollte ich doch wünſchen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk ſetzten. Ich ſage Ihnen dieſes mit ſchwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur ſtrenge ſeyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienſte genug um den guten Geſchmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den ſchönen Wiſſenſchaften durch andere Schriften befriedigen, wenn es Ihnen ſonſt Ihre Amtsgeſchäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehört unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umſtänden gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und ihr kleiner guter Jacob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Perſon gekommen; aber funfzig Meilen, das iſt freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſte und allen, die zu Ihrer Freundſchaft gehören, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder.

Neun=

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen ſeyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich gar nicht in dieſe Verſuchung gerathen kann; und ſo grauſam auch der Ausſpruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: ſo habe ich doch nicht die geringſte ſchlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich ſah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich ſah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Abſichten dieſen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Beſcheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es iſt in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum iſt man es: ſo iſt man unruhiger als jemals; und ſo gern ich, in Anſehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt ſehe: ſo ſehr bedaure ich oft das Schickſal eines Autors, der ſich mit tauſendfacher Mühe den ungewiſſen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch ſchwerer zu behaupten, als zu erlangen iſt. Ja, lieber Herr Paſtor, ich freue mich, es iſt wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich ſolche feine Lobſprüche leſe, als die Ihrigen ſind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein

einziger

einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Verſuch zu wagen, und die ſchrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirſt du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was ſind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors ſchmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Proſa. In dieſer verſpreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht iſt Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, ſich durch die Poeſie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnaſſe zeigen kann, den ich gern ſelbſt erſtiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen ſuchen ſoll! Lehren Sie ihn, ſo bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G== iſt ſchon an der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache auf meine Langſamkeit böſe zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigſter Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daß ich ſie verdienen mag. Ja ie gewiſſer ich weis, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigſtens eben ſo gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weis ich, und die mir auch die liebſte iſt, wenn ſie nur ſchon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich ſehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich ſehe

> Dereinſt noch einen Sohn entflammt von Deinem Namen,
> An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
> Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
> Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft, ob ich ſie gleich ſchon

habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern ſchreiben; denn warum ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schweſter das ehrerbietigſte Compliment zu machen. Wie viel Glück wünſche ich dem, der ſie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G = = verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weis, ſo hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, lernen, ehe wir wiſſen wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer

immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, ſo bemerken wir auch andre wenig. Kurz, wir bleiben gern ſchläfrig in unſerm eignen Hauſe, und werden in unſern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hauſe zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch ſchreiben. Ich will nur ſagen, daß es ſo wohl für den Verſtand eines jungen Menſchen, als für ſein Herz und für ſeine Sitten vortheilhaft iſt, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte ſich die gnädige Mama entſchließen, ihren Sohn von ſich zu laſſen: ſo wünſchte ich, daß er unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, deſſen Herz eben ſo gut ſeyn muß, als ſein Verſtand, ie eher, ie lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr iſt erſt zehn Jahr alt. Dieß ſind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus ſich machen läßt, weil unſer Herz nicht weis, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: ſo wird es uns ſo gar beſchwerlich werden, müßig zu ſeyn. Man weis oft nicht, wozu ein junger Menſch geſchickt iſt, bis er vieles verſucht hat. Es iſt alſo gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu ſehen und zu hören. Der Herr von G = = hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeiſter in Sprachen, in der Muſik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube gehen laſſen. Er wird auf eine leichte Weiſe zu den erſten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in ſeine

Gewalt bekömmt, und derſelbe deſto dauerhafter wird. Er geht mit ſeinem Hofmeiſter in Geſellſchaften, und wird der Welt gewohnt, ehe ſie ihn noch rührt. Er ſpeiſt an einem Familientiſche, und wohnt in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes, wo er ſtets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf dieſe Art iſt der junge Graf = = als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in ſein ſechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit ſeinem Hofmeiſter auf Reiſen gegangen. So ſind itzt noch verſchiedne ſehr junge Herren hier. Der Vortheil iſt groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu ſeyn. Kommen ſie in dem ſechzehnten oder achtzehnten Jahre erſt auf Univerſitäten: ſo ſind ſie oft ſchon zu lüſtern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch böſe Beyſpiele, wenn ſie auch das beſte Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausſchweifungen verleitet. Es verſteht ſich, daß ſich der Hofmeiſter wenigſtens auf ſechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufſicht laſſen muß. Er muß ſein Freund, aber auch ſein Gebieter ſeyn können. Er bildet ſeinen Verſtand und ſein Herz, und ſorgt, daß diejenigen, die ihn unterweiſen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles ſelbſt. Es verſteht ſich ferner, daß der Hofmeiſter auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was iſt es denn, ob der junge Herr etliche tauſend Thaler mehr oder weniger hat, wenn er dafür geſchickt worden iſt, der Welt und ſich zu dienen, zu ſeiner Ehre, zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Glücke zu leben, und ſein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn ſich Herr K = zu dieſer Stelle verſtehen wollte: ſo hielt ichs für ſehr

gut.

gut. Er hat Verſtand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an ſeine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das iſt leider ſchwer. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und bin ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr, ꝛc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie doch nehmen; ſo groß iſt mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja ich bin ſo ſtolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen dieſe Verſicherung nicht gleichgültig ſeyn kann.

Eſtimer la vertu, c'eſt toujours maxime;
Voyez vous la raiſon, pourquoi je vous eſtime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchließen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben. = = Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem

Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weis ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie dieſe aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu ſchreiben, und ich würde Sie recht innſtändig darum bitten, wenn ich dieſes Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eignen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beſtändig mit der größten Hochachtung ſeyn ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Meine Schweſter hat Ihnen geſagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen laſſen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben ſo gern ſchicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. **Wo haſt dus denn hingethan?** Wo ichs hingethan habe? Ich habe es ⸗⸗ ſoll ichs Ihnen ſagen, meine liebe Mama? Ich habe es ⸗⸗⸗ Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. **Geſchwind laß dirs wieder geben, und ſchicke mirs.** Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weis, weinte ich nicht alsdann ſelbſt mit. Ich bin ihr gut, ſie iſt mir wieder gut, und ſo ſind wir einander ſchon lange gut geweſen, und ich denke, wir werdens noch lange ſeyn.

Sage

Sage mir nur, ob das dein Ernſt iſt? Du biſt ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht ſo gewogen geweſen? Das weis ich ſelbſt nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen ſehen ſollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt recht artig, und in meinen Augen ſchön. Sie ſieht faſt ſo aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt ſind. Laſſen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich ſie denn nicht einmal mit nach Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann bewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolches Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann; alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit, reden; und ehe ich dieſes anhöre, ſo will ich die Angſt zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich von neuem malen laſſen. Aber Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr

 liebſter

liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ei= Mädchen habe, ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Feh= ler ja noch wohl an ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Seyn Sie ſo gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre geſucht, ihm ſelber bey ſeiner Anweſenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perüken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Weſten, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorſaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weſte mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur ſeidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange anſah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelaſ= ſen, und ich ſchämte mich, daß mein Name einem ſo wohl gewachsne Menſchen unbekannt war. Ich blieb alſo de= müthig ſtehen, und ſah zum Zeitvertreibe die Geſichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was ſie bey ihm ſuchten. Bey vielen war mirs unmöglich etwas heraus zu bringen; ſie ſahen mir aus, als wenn ſie es ſelber nicht recht wüßten; aber den meiſten

ſah

ſah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß ſie einen Lobſpruch, eine Penſion, ein beßres Amt, oder ſo etwas ſuchten. Diejenigen, die etwas in dem Buſen ſtecken hatten, oder deren Taſchen dick waren, machten mir die wenigſte Mühe. Was konnten ſie anders anzubringen haben, als Diſputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungeſtümen, die den Großen ihr Schickſal ſo ſauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie verdiene ⸗ ⸗ ⸗ Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das iſt doch nicht recht, daß Sie Sich in der Liebe von ihm übertreffen laſſen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich ſing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon? das weis ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt; von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſtert,
Die Blöden oft mit Witz begeiſtert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen ſpröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,

Wie ſie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten keucht,
Aus dem Bramarb bramarbaſiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſüſſen Herren raffiniret,
Dieß alles ſäng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, ſonſten möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie, zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchließen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch beqvemer, geben Sie ihn nur Herrn Fridericin, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief.

Mein lieber Freund,

„Wundern Sie Sich ja nicht, daß ich ſeit etlichen Jahren

„noch

„noch keine Zeile an Sie geſchrieben habe. Ich bin E==, „das iſt genug geſagt. Eben ſo wenig müſſen Sie ſich „wundern, daß ich Ihnen Ihr Manuſcript noch nicht ge= „ſchickt habe. Es iſt wahr, Sie haben mich darum ge= „beten; Herr G==r hat auch ſchon etlichemal deswegen „auf mich geſchmählt, ich habe es auch fortſchicken wollen; „aber, wie ich ſehe, liegt es noch da. Je nun, wer kann „ſich helfen? Genug, daß Sie Ihre Gedichte itzt erhalten, „und zwar in eben der Beſchaffenheit, wie Sie mir ſie auf „meinen Tiſch gelegt haben. Sie irren nicht, wenn Sie „glauben, daß kaum die Hälfte davon gut iſt. Werfen „Sie die angeſtrichenen weg, und heben Sie die andern „bis zu einer neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind „ſie noch eher gut, als ein neu Regiment davon aufzurich= „ten. Denn in Vertrauen geredt, ſie ſind weder recht „gut, noch recht ſchlecht.

As heavy mules are neither horſe nor aſs,

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht Ihr bischen „Engliſch vergeſſen hätten. Hätten Sie mirs doch von „meinen Gedichten bewieſen, werden Sie denken; aber ich „antworte mit dem Cicero: Neque -- ſi quid eſt evidens, „argumentari ſoleo: perſpicuitas enim argumentatione „elevatur. Alſo brauche ich keine lange Kritiken zu machen, „und zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lie= „ber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch das Urtheil „ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für den guten „Knaſter bedanke ich mich, mein guter Freund. Ich ha„be mirs recht gut mit Ihrem Bruder ſchmecken laſſen. „Ich weis nicht, es iſt alles ſo niedlich, ſo himmliſch, was „von Leipzig kömmt. Immer fahren Sie fort, mir von „Meſſe zu Meſſe ſo was zum Weine zu ſchicken. Ich „will auch heute Ihre Geſundheit bey Renkendorfen trin„ken. Ich bin, ohne es Ihnen unter etlichen Jahren „wieder zu ſchreiben, Ihr Freund und Diener E = =

Dieß iſt die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgeſetzt habe. Nehmen Sie geſchwind eine Feder und ſchreiben Sie, wo Sie es gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und ſchieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weis ich's ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe ſehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz haſſen; allein ich ſehe auch, daß Sie von dem Nutzen derſelben noch nicht ſehr überzeugt ſind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren ſoll, und es

erfreut

erfreut mich zugleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem ſo lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu iſt Ihr Geſchmack viel zu ſchön. Nein, Ihr Verſtand preiſt ſolche Arbeiten, und Ihr gar zu gewiſſenhaftes Herz verwirft ſie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich iſt, wenn ſie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menſchen auf eine ſinnliche und ſpöttiſche Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorſtellt? Ich höre Sie die Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke ſehe ich noch eine zweifelhafte Mine in ihrem Geſichte entſtehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine ſpöttiſche Art zeigen müßte, und ob es der Menſchenliebe nicht gemäßer ſey, ſie mit ſanftem Ernſte zu lehren und zu beſſern? Dieſe liebreiche Frage iſt leicht beantwortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt in der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haßt: ſo

ſehe

ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verläumderiſche Clelia, ein unerträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verläumdung, und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt alſo nicht ſowohl den Haß gegen die Laſter, als gegen laſterhafte Perſonen. Und wie leicht kann dieſer Haß ungerecht, und den Geſetzen der Menſchenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geſchöpf anſehe, wie leicht wird mirs nicht ſeyn, ihm meine Dienſte, meine Gefälligkeiten zu entziehen, ſeine Fehler zu vergröſſern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf ſeine guten Eigenſchaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und ſeine Gemüthsart

zu verbeſſern ſuchen, wenn mir ſeine Perſon einmal verhaßt iſt?

Ich gebe zu, daß die Comödie dieſen Fehler nach ſich ziehen kann; aber er iſt nicht ſowohl ihr, als uns, eigen. Man laſſe den Redner oder Poeten die böſen Neigungen, welche wir Laſter und Thorheiten nennen, im ſtrengſten Ernſte beſchreiben. Es ſoll ihm kein ſpöttiſches Wort entfahren. Er ſoll nur ſeine Laſter recht nach dem Leben, und auf ihrer verächtlichſten Seite entwerfen. Wird ſeine Rede, wird ſein Gedicht, indem es uns mit dem Haſſe gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Haſſe gegen die Thoren belieben? Die Comödie iſt alſo nicht daran Schuld, weil ſie eine Comödie iſt; eben ſo wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel iſt, der wider die Unordnung in dieſem Zimmer in mir entſteht. Endlich iſt die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für ſich nichts ſtrafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Geſetz der Religion lieben. Ich ſoll ihn vielmehr in dieſem Verſtande verabſcheuen, und nur ſo viel Liebe für ihn haben, als nöthig iſt, ihn zu beſſern, wenn er ſich nicht ſelbſt widerſetzt. Und wenn die Comödie wider dieſe Art der Liebe zu ſtreiten ſcheint: ſo darf man die Schuld dem Poeten nicht beymeſſen. Seine Abſicht iſt, die ſchlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er ſie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abſcheulich vorſtellet, kann zur

Lieblo-

Liebloſigkeit gegen die Geizigen eben ſo wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflöſung dieſes Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten? Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit koſtbarer anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſo gar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der ſie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Vorſtellungen und Betrügereyen, die gränzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge,

und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreißer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöpel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein; es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche

und

und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affecte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wollüſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne, und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung ſetzt: ſo ſind wir ihr für dieſen Dienſt ſehr verbunden. Je mehr ſie uns an Beyſpielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und geſittet iſt; deſtomehr wird ſie uns zu beiden Eigenſchaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für ſehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene ſagen, was wir nicht ſeyn ſollen: ſo lehren uns dieſe zugleich, was wir ſeyn ſollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verläumderinn und Mißgünſtigen, macht dieſe weit verächtlicher; ſo wie dieſe jene im Gegentheil erhebt. Freundſchaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menſchliche Geſellſchaft ruhig machen, ſollten

zum Beſten der Tugend eben ſo reizend auf der Schaubühne vorgeſtellt werden, als man die ſchlimmen Neigungen ungereimt und widrig abſchildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, ſcheint bloß die Verſchwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu ſeyn glaubt, um ſich bloß zu beluſtigen, kann allerdings nie zu ſorgfältig mit ſeiner Zeit umgehen. Indeſſen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande iſt, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie ſagen, ſind denn dieſes eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieſer Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müſſen beſondre Umſtände rechtfertigen, wenn er ſich keinen Vorwurf machen ſoll. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß wir zuweilen von unſern ordentlichen Geſchäften ausruhen müſſen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieſer Abſicht iſt das Vergnügen eben ſo nothwendig, als die Arbeit, weil dieſe ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und ſchläfrig von ſtatten geht. Wenn ich nun dieſe Erholung, dieſes Vergnügen in der Comödie finden kann; ſo iſt meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, außer dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unſer Geſchmack, unſer Verſtand, unſer Herz, unſre Sitten und Lebensart können darinnen verbeſſert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vor-

theile finden, obgleich auf verſchiedne Weiſe. Und eben deswegen verdient der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er ſo allgemein iſt. Es iſt wahr; man könnte die Comödie als ein gutes Geſpräch zu Hauſe leſen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorſtellung auf dem Theater die Comödie erſt recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geſchicklichkeit der Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden ſie entweder gar nicht leſen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorſtellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und ſinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: Glauben Sie wohl, daß ſie etwas anhören würden, was ſie oft nicht wiſſen wollen? Die beſte Comödie verliert ihre Kraft, wenn ſie nicht Aufmerkſamkeit findet. Und man lieſt doch meiſtens, oder läßt ſich ſolche Stücke leſen, weil man mit ſeinem Nachdenken dabey müßig ſeyn will. Ein guter Acteur iſt bey dieſer Krankheit der Arzt. Er zwingt uns durch ſeine Geſchicklichkeit die Aufmerkſamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit ſich hindurch, ehe wir wiſſen, daß wir ihm ſchon ſo weit nachgefolgt ſind. Wenn alſo witzige und moraliſche Geſpräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: ſo ſind doch die Comödien, in ſo weit ſie öffentlich vorgeſtellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, dieſe doppelte Abſicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu leſen

und

und zu hören; dieſem verſchafft ſie das Theater. Mancher würde den Abend auf ſeinem Lehnſtuhle vergähnen, oder ſein Geld auf dem Caffeehauſe verſpielen, oder in einer elenden Geſellſchaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigſten ſo viel Klugheit beſitzen, ſich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meiſten immer ein Vergnügen ſuchen: ſo werden Sie ſehen, wie nöthig es iſt, dem Volke in einer großen Stadt ſolche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerſpiele ſind.

Was die Koſtbarkeit dieſes Zeitvertreibs anlangt, ſo gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft beſucht, er bezahle nach ſeinem Stande den theuerſten oder den wohlfeilſten Platz, in ſeiner Art eine Verſchwendung begehen kann, wenn er ſich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man ſich ſein Vergnügen nicht zuweilen verſagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich ſollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, ſie deswegen noch nicht einzuſtellen wäre. Man ſchließe alle Theater zu; dennoch werden diejenigen, die ſich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts erſparen. Sie ſuchen andre Gelegenheiten. Und iſt es denn nicht beſſer, daß ſie eine ſolche ſuchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen geſorgt hat?

Es könnte vielleicht den meiſten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erſtlich ſollten die Comödian-

 ten

ten einen geſchickten und edelgeſinnten Aufſeher haben, deſſen Urtheile ſie alle Stücke unterwerfen müßten, welche ſie aufführen wollten. Dieſer vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närriſchen Poſſenſpiele auf das Theater laſſen. Er würde ſogar in den guten Stücken die freyen und anſtößigen Stellen wegwerfen, und alſo ſorgen, daß beide Geſchlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Hände klatſchen der andern die Augen niederſchlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Perſonen müßten alle Stücke ſicher beſuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und ſchöne Stücke zu liefern, müßte der Aufſeher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erſte oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geſchieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anſtalten ausgeſetzt werden. Wie ſehr würde dieſes den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er durch ſeine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine anſehnliche Beſoldung und einen gewiſſen Rang bekommen, damit ſie ordentlich und anſtändig leben, und die üblen Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie ſo eingerichtet wäre, wie ſie ſeyn ſollte: ſo wäre ein guter Acteur ein ſehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackrer Menſch würde ſich ſchämen dürfen, eine ſolche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Koſten erhalten werden.

Man

Man müßte beſtändig für gute Muſik ſorgen, damit auch auf dieſer Seite das Vergnügen der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterſtützt werden. ⸗ ⸗ ⸗

Und wenn die Comödie eine ſolche Geſtalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. ⸗ ⸗ ⸗

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie ſchreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von ⸗ ⸗ Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich iſt! Ich kann ſie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir ſchon auf mein Wort glauben. Es iſt wahr, es iſt unter allen den Briefen keiner ſo ſchön geſchrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundſchaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten alſo ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unſern Briefwechſel ſo lange unterbreche, bis ich dieſen guten Freundinnen geantwortet

habe. Ich ſage Ihnen dieſes nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlaſſen würden, nicht ohne die gerechteſte Urſache verabſäume. Bin ich nicht bis zum Erſtaunen gewiſſenhaft?

Acht und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie ſtets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie ſchreiben werde, als zeither: ſo würden Sie etwas wiſſen, das nicht recht zuſammenhängt, und das dem ungeachtet ſehr wahr iſt. Ich weis nicht, was ich für ein ungezogner Menſch werde. Ich ſchreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr als ein halbes Hundert auf dem Fenſter, die ich ſeit Oſtern hätte beantworten ſollen. Ich weis nicht, wie viel darunter von Ihnen ſind; allein ich mag es auch nicht wiſſen. Ich müßte ſuchen, und wenn ich ſuchte; ſo würde ich viele andre finden, die ich gar nicht ſehen mag. Alſo mögen ſie alle liegen. Wenigſtens weis ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübſch. Sie führten mir auch einen Lobſpruch aus einer gewiſſen Schrift an, dafür ich Ihnen ſehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie

mirs demonſtriren könnten; daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Es iſt ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger. Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen: ſo werde ich doch auch = = = Erſchrecken Sie nur nicht, wenn jemand fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin Ihr ꝛc. ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weis ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt urtheilen, und ſo leicht man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln kann: ſo gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt beſſer. Nirgends, Madam, es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die Sonne ſo ſchön auf, nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus, nirgends ſcheint

der Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft und Waſſer ſo, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m' éclaire;
Et l'on ne voit qu' ici, dans tout ſon appareil
Lever, luire, monter et tomber le ſoleil.

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis ſur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt ſingen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher ſingen, als die um Leipzig. Ich ſitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat ſetzen laſſen, damit ſie mit mir aufwachſen ſollten. Was für unſchuldige Freuden fühle ich unter dieſen freundſchaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß ſüßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag iſt. Seyd mir geſegnet, ſchattenreiche Bäume! Und du grünende Hecke, die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe! in dir ſitze noch einſt der Sohn meines beſten Freundes, und erinnere ſich ſeines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir dieſe kleine Enthuſiaſterey, Madam, ſie hat gar zu viel Wolluſt für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt ſollten ſitzen ſehen!

Hier,

Hier, wo ich friſch bekränzt, als Knabe, froh geſeſſen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun!
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergeſſen,
Und noch einmal ein Jüngling ſeyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: ſo ſehe ich in dieſem Augenblicke von meinem dreyßigſten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beſchäfftiget mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Abſicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geſchwind ſehe ich weg! Ich zähle meine geſunden und frohen Tage, und ſehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und ſchlage die Hände freudig zuſammen, daß ſie überſtanden ſind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald ⸗ ⸗ ⸗ Nein, hier ſehe ich eine leere Scene. Zu der ſtolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schickſal noch nicht beſtimmen wollen. Ich habe zwar ein paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein ſie verdienten ſie; ſie waren auch viel klüger und geſchickter, als ich, und alſo bin ich wohl noch kein rechter Patron geweſen.

Itzt ſehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, ſie ſieht, daß ich ſchreibe, und ſchleicht ganz behutſam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich ſie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Geſichte, an ihren ehrwürdigen weiſſen Haaren,

die ganze Mahlzeit über recht ſatt ſehen. Ich bewirthe ſie dieſen Mittag.

Komm, die du mich gebahrſt, hier, Theure, ſetz ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebſt, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieſer Gegend beytragen. Alles was ſie redt und thut, iſt Liebe und Gewiſſen. Laſſen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit haben. Letztens lieſt ihr meine Schweſter aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübſch gegeben, „fängt ſie endlich an. Wer muß ihm doch das alles geſagt haben? ‥ Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? ‥ „Ich habe freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben „höre ‥ Die Leute werdens doch aufrichtig meynen ‥ „Ich höre, daß er zuweilen in ſeinen Schriften von der „Liebe redt, und äußerlich thut er nun gar nicht, als ob er „dem Frauenzimmer gut wäre ‥ Je nun, man kann ja „einander in allen Ehren gut ſeyn. ‥ Er liſt ſtets ſtill „und eingezogen geweſen.„ ‥ Ja Madame, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobet hätte. Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren

heute

heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, Ich hätte Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben! Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder anſetzen dürfen, ſo barbariſch iſt mein Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, ſprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne Sie, und weis, daß Sie gern ſitzen und ſchreiben; allein ich ſage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie ſich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, ſagte „ich, darf ich denn nicht wenigſtens drey oder vier Briefe „von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? „Das wird mir doch nichts ſchaden?„ Was? Nichts ſchaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet ſeyn; aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verſtehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät beſſer wiſſen, als ein alter Prakticus? Ich

ſage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flaſche rein ausgetrunken iſt. Der Pirmonter Brunnen iſt ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigſten an ein Frauenzimmer, denken darf. = = =

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir ſo viel Krankheiten, daß ich ihm in der Angſt zuſchwur, keine Feder anzuſetzen. Der böſe Mann hat mich ſo lange vom Briefſchreiben abgehalten! Das ſoll die letzte Brunnencur ſeyn. Verlaſſen Sie ſich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entſchuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schweſter habe ich zwar eine böſe Hand, als die Urſache meines Stillſchweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundſchaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläſſiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correſpondent bin. Was macht Ihr Herr Liebſter? Befindet ſich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beyde manchmal an mich? Ich denke ſehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundſchaft.

Ein und dreyßigſter Brief.

Madam,

Meine Hand iſt nunmehr ſo geſund, als ich mir nur wünſchen kann. Ich habe mir auch dieſe Meſſe

Federn

Federn und Papier, alles, was zum Briefſchreiben nöthig iſt, gekauft; und ich ſehe nicht, was mich abhalten ſollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu ſchreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu ſeyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles ſagen? Und vielleicht doch noch nicht ſo viel, als ich wünſche. Und was werde ich in Ihren Antworten nicht für liebe Sachen leſen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie dieſe Meſſe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: ſo wollte ich gleich einen Brief in Verſen an Sie ſchreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn ſingen?
Doch, Sylvia, was frag ich erſt?
Iſt unter tauſend ſchönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne ſingen,
Wohl eines, das du lieber hörſt,
Wohl eines, das Du mehr verehrſt,
Wohl eins, von dem ich lieber ſchriebe,
Da du mich ſeinen Werth ſelbſt durch Dein Beyſpiel lehrſt,
Als der Geſchmack, und als die Liebe?

Aber weil Sie nicht gekommen ſind: ſo will ich das Gedichte verſparen, bis Sie kommen, und Sie in Proſa bitten, Ihrem Herrn Liebſten etliche finſtre Geſichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig ſind, daß er mich nicht beſucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hauſe, und am erſten für einen guten Freund gemacht,

macht. L = = der böſe Menſch, iſt gewiß Schuld daran. Wenn er nur ſtürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage ſtehen zu ſehen. Wie ſind Sie und Doris und Aemilie mit der Schwediſchen Gräfinn zufrieden? Wäre es beſſer, wenn ſie nach dem erſten Theile geſtorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Coſakenmädchen auszuſetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher ſind, als ſieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen ſehr lange eine Antwort ſchuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entſchuldigen, und unter vielen Hinderniſſen eine weite Reiſe nach Niederſachſen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundſchaft überlaſſen, mir meine Langweiligkeit auf Treue und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Troſt von mir verlangt, und ich will wünſchen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die ſtärkſten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müſſen; ſo bin ich doch zu ſehr Ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und ſüßen Klagen ſtören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß,

und

und Sehnſucht, das Ihrer Liebe ſo ſehr werth war, und verdienen Sie ſich dadurch eins, das dem verlohrnen gleicht. Ich wünſche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo ſchöne Briefe, wie der letzte war, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eiferſüchtig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir ſagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie ſchläfern mich mit dieſer kleinen Liſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzeley die Sprache der Welt nicht vergeſſen, und in Ihren Briefen eben ſo ſchön deutſch ſchreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernſte, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um deſtomehr Dank weis, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich ſoll Ihnen eine Beſchreibung von der Univerſität ſ ſ ſ machen; allein ich weis Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß es an dieſem Orte wohlfeil iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild leben. Ihre ganze Moral ſcheint dieſe zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer ſeine vier bis fünf Stunden

des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag ſpielen, er mag ſich herumſchlagen, er mag ſich andern Ausſchweifungen überlaſſen, das hat nichts zu ſagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens iſt die Freyheit. Kurz, ihre Sitten ſind etwas cyniſch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und geſitteter Mann auf dieſer hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umſonſt da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher iſt, als ein andrer, mag ſonſt noch ſo viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmſte. In Anſehung der Collegien iſt dieſes noch gut, daß man ſie faſt alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weis ich ungefähr von dieſer Akademie; allein ich weis es nur aus den Erzählungen der andern. Ich ſelbſt bin niemals da geweſen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beſchreibung für avthentiſcher hielten, als ich ſie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundſchaft, mit Ihren Briefen, und Ihren Commiſſionen. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigſter Brief.

An den

Herrn Grafen von L**.

Ich erſuche Sie gehorſamſt, mir in dieſer Meſſe eine Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihrem gnädigen

Papa

Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Abſicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Um mit erſeufzten Complimenten,
Mit einer Bittſchrift ihm zum drohn = =.
Nein, ohne Dedication
Und ohn ein Lob auf ſeinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, ſo groß zu ſeyn.

Sie wiſſen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weis nicht, ob ich zu blöde, oder zu beſcheiden, oder zu ſtolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir iſt dieſes ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu ſehen verlange; ich weis nicht, ob ers Ihnen auch ſeyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdienſten, wenn alle Leute ihre Hochachtung ſo weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, iſt zu groß, als daß mich dieſer Gedanke aufhalten ſollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Fünf und dreyßigſter Brief.

An den Herrn Rittmeiſter von B****.

Ich erhalte geſtern die erſte, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M = =; und da ich den Ueberbringer

bringer des Briefs frage, ob die Kutſche vor meinem Hauſe ſtünde, ſo ſagt er mir ganz ſinnreich, ſie wäre ſchon geſtern wieder nach M = = gegangen. Wundern Sie ſich alſo ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die geſtern ſchon abgegangen iſt. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache geſtern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reiſen laſſen. Ich ſitze ſo lange darüber, daß ich die Nacht übel ſchlafe. Ich ziehe mich früh zur Reiſe an, und warte auf die Roſſe, die mich zu Ihnen bringen ſollen, und ſiehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umſonſt iſt Ich hätte dem Menſchen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht verſichert hätte, daß er und ſeine Collegen unſchuldig wären. Doch vielleicht ſoll ich nicht mehr nach M = = kommen. Beſuchen Sie mich dieſe Feyertage, ſo iſt der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erſtaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben

Sie werden vielleicht glauben, ich würde ſo gütig ſeyn, und einmal aufhören, an Sie zu ſchreiben, weil Sie ſo ſinnreich ſind, und mir nicht antworten. Allein

dieß

dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Laſt ſind, und deswegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Poſttage zu vermehren. Man kann ſich an einem, der nicht gern zuhört, nicht beſſer rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht beſſer, als wenn man ihm Briefe über Briefe ſchickt. O! werden Sie, mit zehn finſtern Minen, herausfahren; der Menſch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er ſtets an mich ſchreibt. Sie irren ſich, Herr Rittmeiſter, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: ſo würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie ſähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich ſchreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böſe werden, und mir endlich in der Hitze einmal ſchreiben mögen, daß ich zu ſchreiben aufhören ſoll. Durch dieſe Liſt denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute iſt Sonnabend, verlaſſen Sie ſich darauf, auf den Montag ſollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger ſteht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs ſo machen, daß ich einen um den andern frankire; auf dieſe Weiſe geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H = = = kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle; ſo will ich nach R - = kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein recht frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben, in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A = = bey Ihrer Freundinn? Auch nicht.

nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie, und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie morgen früh mit mir nach H = = reiſen, und die Vaterſtadt Ihres beſten Freundes in ganz Deutſchland ſehen müſſen. Meine Mama, meine Schweſtern, Chriſtiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen ſechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abſchlachten laſſen, weil ich ihr geſagt habe, daß Sie außerordentlich ſtark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R = = =, und bewillkommten mich auf das ſolennſte. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Paſtor in R = = nebſt ſeiner Frau Liebſte bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigſter Brief.

An eben denſelben.

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erſchrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schleſien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage gezittert. Mir iſt es ſehr gleichgültig, wer Schleſien oder Böhmen beherrſcht, und ich gönne es jedem, dem es das Schickſal überlaſſen will. Doch, Sie über dieſem Streite zu verlieren, würde genug ſeyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn zu gönnen. Es iſt ein groſ-

ſes Glück, daß Sie der Gefahr unbeſchädigt entgangen ſind; allein, es würde ein noch viel größeres ſeyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde ſtehen, das iſt, ſo lange Sie ſich auf den erſten Wink eine Ehre daraus machen müſſen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: ſo lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armſelige Soldat würde ich geworden ſeyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entſagt: ſo will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit ſterben. Es iſt wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern, daß er ein Held geworden iſt. Iſt es möglich, ſo vergeſſen Sie den Lorbeer, den man durch ſein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerſtümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher ſchätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft geſtehen werden, daß Sie die Gefahr menſchlich vermieden hätten, als wenn Sie mir ſagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an dieſem und jenem Orte gewagt. Nein! zu unſrer Freundſchaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; ſie iſt ihr vielmehr ſchädlich. Iſt denn die Welt etwan nicht ſchön genug, daß man recht darnach eilen ſollte, ſie nicht länger, als zwanzig oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkſtelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und

ſie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf den Vorpoſten, ſchreiben ſollten. Veränderliches iſt nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiederkunft; ſie thut neue Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt nach allen Zeitungen und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über mich, wenn ich ſie tröſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend andern Ihr Freund ꝛc.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten = = Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Ew. Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ausſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit großen Falten; und in den Minen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten itzo das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Perüke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe nach meiner Meynung vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weis, was ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Ge-

danken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun: ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren. Es haben mich ſchon viele Officiere verſichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie ſo entſtellt, daß Sie ſich kaum mehr ähnlich ſähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachſen; man wird ſich nicht ſehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber ⸗ ⸗ höre ich Sie ſagen. So? Iſt dieſes nichts, wenn Sie nicht an mich ſchreiben, und ſo kaltſinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich ſo ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und ſie nur gar zu gern läſe. Nein! Ich kann ſie leicht entbehren. Aber Sie ſollen mir doch den Reſpect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde und als einem Gelehrten, ſchuldig ſind. Allein, aller Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das verſprochne Manuſcript überſchicken. Laſſen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will ſehen, ob Sie ins künftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es iſt leider wahr, daß ich Sie noch liebe: allein, wenn Sie mir nicht bald ſchreiben; ſo hoffe ich es vor Oſtern noch ſo weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Verſuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt ſich faſt in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beſtändigen Anfrage los werde: ſo habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit

geſtor⸗

geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: ſo dürfen Sie, weil Sie ohnedieß gern ſchreiben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: ſo will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſonſt ſorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede ſeit acht Tagen ſehr übel von Ihnen, und lenke in allen Geſellſchaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Geſpräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenſchaften beyzulegen. Dieſes mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienſte vergrößern wollte, damit man das Böſe glauben ſoll, das ich von Ihnen zu ſagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen herſetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche koſten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem was ich ſage, am meiſten quälen wird: ſo will ich Sie auch darinnen laſſen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch ſo gar meine eigne Bosheit nicht verſchweige? Es iſt wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauren, daß ich keine andern Kräfte

habe, Sie wieder zu meiner Freundſchaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen ſchaden kann, wenn Sie nicht aufmerkſamer auf mich ſind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abſchied verlaſſen, und andre mir vorgezogen haben: ſo bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieſes: ſo will ich in allen Geſellſchaften durch eben ſo viel gute Erzählungen meine erſten Nachrichten wiederrufen. Thun Sie es nicht: ſo fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner ſeyn ſoll; Ihre Freundinn oder Ihre Verläumderinn.

Zwey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr ꝛc.

Sie verſichern mich Ihrer Freundſchaft, und ich weis für dieſe Ehre nicht dankbarer zu ſeyn, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich wünſche, ſie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde dieſe Bitte um deſto öfterer wiederholen, weil ich ſonſt kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Aber was ſoll ich auf Ihren Glückwunſch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schickſal mag über mich beſchloſſen haben, was es will, und mir eine Verſorgung in Ihrer Vaterſtadt geben oder nicht: ſo habe ich doch Urſache, Ihnen den verbindlichſten Dank zu ſagen, daß Sie an meinem noch ungewiſſen Glücke zum voraus

Theil nehmen. Es iſt Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten ſollte, durch Ihren Umgang noch ſchätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter!

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen, Sie zu ſehen und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B = = = = geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochnen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereiſt, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie ſich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B= = entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu tröſten. Bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es;

und wenn auch das zu viel gefordert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G⸗⸗r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentlich gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weis es gewiß; Sie ſind Zeitlebens glücklich, mit Ihrem G⸗⸗r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell!

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L⸗⸗ von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Mine gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn

ihn am Ende liebten? Gleichwohl weis ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G== kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſter verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Mine, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmaale geben. Er redt wenig in großen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den Witz der andern, als daß er ſeinen eignen in Anſehen bringen ſollte. Er ſucht durch eine ungekünſtelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es ſein natürlicher Charakter iſt. Nunmehr werden Sie ihn nicht ſo leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tauſend Mittel, unſre Vorſichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den erſten Jahren her. Er iſt ein Poet; er iſt eben ſo beſtändig, als er zärtlich iſt; er redt von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er ſcheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobſpruch. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es iſt ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn

Ihr Liebhaber erſcheinen ſollte. Ich verdiene dieſe Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigſter Brief.

Mademoiſell!

Ihr unbekannter Liebhaber ſoll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weis es ſelbſt nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen geſtehen, daß ich ihm eben ſo ſehr von dieſer Reiſe abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgeleſen, ſo gern ich ſonſt mein Vergnügen mit ihm theile. Er iſt freylich mein Freund, aber Ihr Brief war ſo ſchön, daß er mich nur allein vergnügen ſollte. In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechſel alle Tage mein Verlangen, Sie von Perſon kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umſtände nicht ſo viel Freyheit laſſen, dieſes unſchuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verluſt Ihres Umganges durch Ihre Briefe zu erſetzen, und Ihrem Geſchlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieſer Charakter ſo wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt ſeyn, der ſich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen. Ich bin ꝛc.

Sechs und vierzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie ſehen wohl wenn man einen Autor zum Freunde hat: ſo iſt man keine Stunde ſicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beſchenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, ſeyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile = = gelegen iſt, aber das verſchlägt mich nichts; ich ſchicke Ihnen dieſes Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe feſt ein, daß Sie es mit Vergnügen leſen werden. Mit dieſem unverſchämten Irrthume muß ſich ein Autor für ſeine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, deſtomehr muß er ſich den ſeinigen geben. Ja, mein lieber K = =, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürſtenſchule ganz demüthig in der letzten Claſſe ſaßen, daß ich ein ſo fruchtbarer Scribent werden ſollte? Nein. Sie haben es gewiß nicht gedacht, geſtehen Sie es nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertie alle Periodos ſimplices und compoſitas adverſativas, conceſſivas, cet. in Verſe gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine aphthonianiſche Chrie in ganz hübſchen Verſen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorſchaft geweſen? Ich wollte, daß ich das itzund wäre, was wir uns damals zu ſeyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobſpruch bekamen; oder

daß

daß ich itzt ſo vergnügt wäre, als wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplane nach einem langen Jahre den Ball einmal ſchlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der erſten Jahre Morgen;
O ſo geht es nicht mehr an,
Daß man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verſchlagen kann!

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie ſo gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebſt der Beylage, und wenn Sie ſich um mich verdient machen wollen, ſo ſuchen Sie mir ſeine Gnade zu erhalten, und mein Glück ſeiner Vorſorge zu empfehlen. Aber, werden Sie ſagen, warum bitten ſie ihn nicht ſelbſt? Es iſt wahr, es iſt ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin verſchämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfüllen?

erfüllen? Aber Sie ſehen doch wohl, daß Sie falſch gedacht haben? Ja ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben; ſo iſt nichts gewiſſers, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles ſeyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verlohren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E = =? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung verbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus ſehen könnten. Habe ich ein kleines Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin, ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch darzu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht

gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüſſen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie Dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinne zuvor gekommen bin! Sie haben mir alſo wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich ſehe ſchon, wie weh es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuldigen. Doch ich will Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wenn Sie mir bald und recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl.

Acht und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchönen Brief mit Ihrer Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniſſe von dieſem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundſchaft genießen, ohne zu unterſuchen, ob ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund iſt mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weis mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken ſammle, und mich mit dieſen rechtſchaffnen Männern ſo betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von

einem

einem zu dem andern gehe, bey jedem verſchiedene Gaben und Verdienſte, und doch bey allen einerley guten Geſchmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie ſtolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Verſammlung anſehe, und wie erweitert ſich meine Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn.

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten; ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen Ihre Umſtände eine ſorgfältige Uebung und Ausbeſſerung verſtatteten, und wenn Sie einige kunſtverſtändige Freunde bey Ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen beſtehen in Kleinigkeiten, die ſich mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber deſto übler ſagen laſſen. Indeſſen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poeſien gehorſamſt verbunden. Bleiben Sie ſtets mein Freund und Gönner,

und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigſter Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louiſe überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir ſeyn könnte ꞏ ꞏ ꞏ Ob ich die tauſend Thaler gleich habe? Nein, ich habe Sie nicht; aber mein Nachbar ſoll funfzig tauſend Thaler haben, und ſein Kammerfenſter geht in meinen Hof, und ich wollte ꞏ ꞏ Du verſtehſt mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu ſehen bekommen. Lebſt Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und iſt Louiſe überzeugt, daß Sie keinen beſſern Mann, als Dich hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit anſehen, ſie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte leſen laſſen? Gewiß, mein lieber G ꞏ ꞏ r, Du muſt beſſer ſeyn, als ich; weit beſſer, weil die Liebe ſo ſehr für Dich ſorgt, und für mich gar nicht. Bald wirſt Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, geleſen, und künftig hergeſtellt ſehen. Bald wirſt Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heranwachſen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten ſehen, ſie für ihn allein aufzuheben. Alle dieſe Freuden ſoll ich nicht haben. Was muß ich doch began-

begangen haben, daß ich keine Louiſe finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finſtre Mine = = aber ich ſehe ja nicht ſtets finſter aus. Ich bin ja nicht ſtets ſtumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht ſo gar jung mehr bin? Das iſt noch die Frage. Wenigſtens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu ſeyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verſtändige Leute ſagen, ein paar hübſche blaue Augen und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wiſſen ſollten, wie ſehr ich ſie allezeit gelobt habe, und noch lobe, ich wette, daß ſie mir gewogner ſeyn ſollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut iſt, und der ich wieder recht gut ſeyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu ſeyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich ſchreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau ſterben ſoll. Das kannſt Du allen Leuten ſagen; vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Mademoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle

dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen: ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B ⸗ ⸗ ⸗ alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltne Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir ihr Portrait nicht eher als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anfoderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fodere: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G ⸗ ⸗ ⸗ zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niederſachſen nicht

verlaſſen

verlaſſen werde, ohne die angenehmſte Perſon noch einmal zu ſehen, die ich in dieſem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſtets als den größten Vortheil meiner bisherigen Reiſen anſehen, und mich ſelber zu haſſen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu ſeyn ꝛc.

Ein und funfzigſter Brief.

An einen Freund.

Sie ſind ganz gewiß der Unbekannte, in deſſen Namen mir Herr R = = eine ſo anſehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht geſtehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht geſtehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abſtatte. Wer könnte ſonſt eine ſo kleine Mühe ſo reichlich belohnen, und zugleich ſo beſcheiden? Sie haben der Belohnung die Geſtalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu laſſen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Läugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geſchenk ſchuldig bin. Sie haben ihre Abſicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr ſelbſt zu meiner Freude, daß ichs wiſſen muß, daß ich ſie niemanden anders ſchuldig bin, als Ihnen. Ihr Geſchenk iſt mir nicht ſo wohl durch ſie angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und ſo verbraucht auch dieſer Gedanke iſt: ſo empfinde ich

doch ſeine Wahrheit zu ſehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigſte Dankſagung halten ſollte. Eben itzt erfahre ich, daß es ſich mit Ihrem ſchon ſo lange ſterbenden Freunde etwas gebeſſert hat. Möchte ich doch der erſte ſeyn, der Ihnen die freudige Nachricht gäbe! Ich wünſche Ihnen, nebſt Ihrer eignen Geſundheit, ſein Leben zum neuen Jahre, und bin ꝛc.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L = =, verlohren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſrer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntere und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine, indem ich dieſes ſchreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B = =, und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verſtorbnen ſchenke! Er iſt alſo in dem

dem Schooße der Ewigkeit und der unausſprechlichſten Ruhe = = ? Was muß ein Geiſt, von der Erde weggenommen, bey dem erſten Eintritte in das Land der Vollkommnen fühlen; welche göttliche Wolluſt! Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überſchaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit, preiſt er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott iſt. = = Nun ſieht er den göttlichen Erlöſer, und verliert ſich in dem Meere ſeiner Liebe, und wird trunken von den Geheimniſſen ſeiner Erlöſung. = = Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. = = Die kleinſte gute That auf Erden ſtellt ſich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Abſicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwiſſenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angeſichte der Vollkommnen. = = =

Nehmen Sie, mein lieber B = =, dieſe Bilder der Einbildung zu Hülfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht ſo glücklich ſeyn, als ich geſagt habe? Er iſt es gewiß, und ich preiſe Gott in dieſem Augenblicke, daß ers iſt. Wollten Sie wohl Ihren L = =, wenn es bey Ihnen ſtünde, von dieſem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben ſolche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und

zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen ſollte, mit dem Sie unlängſt meine Poeſie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten ſollte. Ich will vielmehr die Lobſprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr ſchöner poetiſcher Brief überzeugt mich, daß Sie ein näheres Recht dazu haben, als ich. Das Geſchenk Ihrer Freundſchaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man ſie durch Liebe für den guten Geſchmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann; ſo hoffe ich derſelben unaufhörlich werth zu ſeyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünſchen, daß Sie mir dieſen Verluſt durch Ihre Briefe erſetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke beſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beſtändiger geliebt? Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich Zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieſes leſen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küſſen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen

ziehen ſollte, die gröſste Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihrem Mann, nach ſo langen Wünſchen glücklich zu ſehen. Wie wird er mir in den Armen ſeiner Braut danken, daß ich der erſte geweſen bin, der ſie ihn hat kennen lehren! Alſo iſt durch meine Freundſchaft die zärtlichſte, und endlich auch die glücklichſte Liebe entſtanden? Stolzer Gedanke! Ich küſſe Ihnen die Hand, liebſte Braut, und bin in acht Tagen ſelbſt bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweiſen, daß ich vor tauſend andern bin 2c.

Fünf und funfzigſter Brief.

An die Frau von P * *

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl verſichert hat, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich in Verſen an Sie ſchriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern ſehen: ſo kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetiſch an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht geleſen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poeſie wären, aber ich wußte nicht, daß Sie ſelbſt ſo ſchön dichteten. Itzt weis ichs nicht allein, ſondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine ſolche Verſe zu machen, als Sie verdienen, als Sie ſelbſt machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, ſondern warten, bis eine

Stunde

Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück haben werde. Aber ich entſchuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieſer Brief proſaiſch, und nicht poetiſch iſt. Iſt dieſer Fehler nicht faſt eben ſo groß, als wenn ich ein ſchlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigerm reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; Und dieſes iſt die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sies nur hören ſollten, wie glücklich er ſich preiſt, daß er Sie beſitzt! Ich dürfte beynahe ſagen, daß er mir itzt gewogner iſt, als jemanden, bloß weil er ſieht, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie ſehr ich überzeugt bin, daß er keine beßre Wahl hätte treffen können. Ich ſehe, daß ich in der Gefahr ſtehe, mehr zu ſagen, als es Ihre Beſcheidenheit erlaubt, ja ich fürchte, daß ich dieſen Fehler, in den die eifrigſte Hochachtung am leichteſten verfällt, ſchon begangen habe. Ich will alſo lieber ſchließen, und Ihnen durch mein Stillſchweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen andern bin ꝛc.

Sechs und funfzigſter Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man ſich denn etwan geſund ſchreiben, wenn man an Sie ſchreibt? ſonſt konnte ich mich zuweilen geſund leſen; aber itzt hilft es auch nicht

Chriſtianchen bin ich unbeſorgt, ſo lange ſie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tanten iſt. Ihr gutes Herz wird bey ſo vielen Beyſpielen, die beſſer lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unſchuld, der Klugheit, und der Wohlanſtändigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth iſt, wenn ſie ſo wird, wie ſie uns hoffen läßt? Das weis ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich auch noch ſo lange herumſänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich ſehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug geweſen war, mich über jenes Unwiſſenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleiden hätte erwecken ſollen. Was iſt es denn nun, ob mich dieſer unbekannte Mann kennt und lieſt, oder nicht? Und was iſt es denn nun mit des andern ſeinen Spötterenen? So dachte ich, da ich wieder zu mir ſelbſt kam. Er will dir ungefähr ſagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärſt. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht,

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Iſt das nicht genug? Nachdem ich dieſes Gedachte geſagt habe: ſo fühle ich ſehr genau, daß ich nicht mehr böſe auf

Sie

Sie bin. Aber dem ungeachtet, ſoll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht ſehe, warum ich mehr an Sie ſchreiben ſoll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben ſo viel bin, als Sie. Ihr Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht blos darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen Sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverſchämt genug wäre, den erſten zu entſchuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringſten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meiſten geſchmerzt. Laſſen Sie es an dieſer Strafe genug ſeyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geſchrieben habe: ſo denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geſchrieben, und

Sie vielleicht alle Monate einmal beſungen habe. Laſſen Sie die Frau Commiſsionräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn dieſen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter ſorgfältiger und gewiſſenhafter Liebhaber geweſen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in allen den vielen Briefen und Gedichten geſagt haben? Das möchte ich gern wiſſen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich ſeyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Meſſe mit, ich bitte Sie recht innſtändig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetiſche ſo ſorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter ſein koſtbarſtes Manuſcript aufhebt; aber das verſteht ſich, daß ſie zi . lich abgenutzt ſind. Ich trug ſie das erſte Jahr aus grc er Liebe meiſtens bey mir. Im andern machte ich ſinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten ſchloß ich ſie mir vieler Bekümmerniß in meinen Schreibetiſch ein, weil ich hörte, daß Sie heiratheten. Wird Ihr Herr Liebſter nicht lachen, wenn er ſieht, wie grauſam Sie mich haben ſeufzen laſſen! Wie lange habe ich Sie bitten müſſen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube ein ganzes Vierteljahr. Eine ſolche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küſſe ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigſter Brief.

Liebſter Freund,

Alſo bin ich Ihr Beförderer, und geſchickter, meine Freunde zu verſorgen, als mich ſelbſt? Reiſen Sie ins Gebirge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geſchenk Ihres günſtigen Schickſals an, das Sie ſo lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieſes ſoll die Belohnung für eine Freundſchaft ſeyn, für die ich eigentlich gar keine zu fodern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und ſechzigſter Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht ſo wohl beantworten, als Ihnen nur ſagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich ſetzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen geleſen hätte, wenn ich dieſes ohne Eitelkeit von einem Briefe ſagen dürfte, der größten Theils mit meinem Lobe angefüllet iſt. Doch, was ſoll ichs läugnen? So beſcheiden ich auch bin, oder zu ſeyn wünſche: ſo ſehe ich mich doch von niemand lieber gelobt, als von einem

Frauenzimmer, wie Sie ſind: und ohne die Begierde, Ihrem Geſchlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, ſondern auch weniger Gutes geſchrieben haben. Die beyden Gedichte, von welchen Sie reden, ſind von mir. Eins davon hat mir ſelbſt gefallen; aber ach! wie ſelten erlebe ich dieſes Glück! Ich habe ſo vielmal ohne Liebe von der Liebe ſingen müſſen, daß es ein Wunder wäre, wenn dieſe Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum ſollte ich Sie mit einem langen Wunſche beſtrafen? Leben Sie nebſt Ihrem Herrn Liebſten glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieſer Wunſch von Herzen geht, und daß mich ſchon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin = = was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreiſt geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie

errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur ⸗ ⸗ Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe Mademoiſell, Sie haben Recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andre ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich darzu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja Mademoiſell, wenn Sie nur das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unſchuldige und zugleich witzige Mine ⸗ ⸗ Doch ich darf nicht weiter an ſie denken, ſonſt vergeſſe ich das Schreiben. Wie ſie heißt; wollen ſie wiſſen? Das iſt beynahe zu viel gefodert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß ſagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr ſagen, außer daß ich Ihr beſtändiger Freund und Verehrer bin.

Drey und ſechzigſter Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebſte Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Perſon kenne, und zuweilen bin ich ſo eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig ſeyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieſer ſüßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich ſchlöſſen. Der Einfall iſt ſehr ſinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es iſt wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allen. Zum Exempel, ich habe keinen von ſeinen Fehlern; ich laſſe mich weit beſſer lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böſes nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren erſparet habe, beläuft ſich ſehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieſer Zeit nicht das Geringſte aufweiſen können. Hundertmal habe ich zu ihm geſagt: Liebſter Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann iſt dieſes Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtſinnig. Freylich wird ers läugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede ſetzen; denn wer geſteht gern

ſeine Fehler? Verliebt iſt er auch Zeit ſeines Lebens geweſen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliſte hieß? = = Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böſe auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß er mit meiner Schweſter noch bis dieſe Stunde eine heimliche und verbotne Correſpondenz führt. Sie iſt freylich ſchon funfzig Jahre; allein wozu iſt das viele Schreiben nütze? In der That iſts wahr, er ſchreibt ſehr ſchön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verſe, als ich; er kann ſehr tiefſinnig denken. Aber bey allen ſeinen ſchönen Verſen, bey aller ſeiner Tiefſinnigkeit, iſt er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder ſelber loben muß) iſt er, ſage ich, im Umgange doch nicht ſo munter, ſo artig, ſo gefällig, ſo geſellſchaftlich, wie ich. Es ſagte nur letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daß ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Viracité (es iſt ihr eignes Wort) beſäße, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leuten aus der Studierſtube hier an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind; ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen, ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſo gar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viele Beredtſamkeit. = = Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht.

Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der erſten B = = = Meſſe zu überſchicken, damit ſie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es ſollte Ihnen bey uns ſo wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewiſſen ſchließen, wenn ich Ihnen nicht noch ſagen wollte, daß das beygelegte Präſent von mir herrühre. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bruders Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte unſrer Freundinn in B = = = gern ein klein Präſent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St = = =, daß ſie Ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß ſelbſt nicht, wie es heißt,) macht, und ſchicken ſie es Louiſen; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann iſt viel zu unbedachtſam, als daß er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Vorſorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S::

Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben, als daß ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hoch ſchätze, dieſes habe ich Ihnen nun ſchon zehn Jahre nach einander geſchrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht ſchicken, und wenn Sie mir die Wache wollten ſetzen laſſen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen ſie recht geſund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch ſchreibe ich noch. Ja, mein lieber S:::, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: ſo laſſen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es iſt ein Unglück beſſer, als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An eben denſelben.

Sie haben mir einen recht ſchönen Brief geſchickt, für den ich Ihnen nicht beſſer zu danken weis, als daß

ich ihn gleich in der erſten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerſt geſchrieben habe; denn vielleicht hätte ich dieſen Brief nicht. Ich will Ihnen alſo auch nicht einmal ſagen, daß ich im Gebirge geweſen bin, daß ich meine Mutter beſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn Ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. heraus zu geben; aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht viel ſchreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was

Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten; ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L = = und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie; auch viele Freunde und beſonders Ihr lieber ꝛc.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich ſie mir ſelbſt genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu ſagen, wie viel ich Ihnen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in Ihrem Hauſe geduldet, ſondern mir zugleich ſo viel Gnade erwieſen, als ob ich Ihr eigner Gaſt geweſen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter iſt, auch gegen die gefällig zu ſeyn, die keinen Anſpruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar ſeyn, daß ich die Ehre niemals vergeſſe, die Sie mir erwieſen haben: ſo werde ichs zeitlebens ſeyn. Ich werde es wenigſtens ſo oft ſeyn müſſen, als ich B = , nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küſſen. Dieß Geſetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten ſeyn! Ich könnte Ihnen nun=

nunmehr eine ſehr klägliche Beſchreibung von meiner Rückreiſe machen; aber es wird genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt Donnerſtags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! Mit ihm ſoll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu ſagen, als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie ſich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht beſinnen, daß ich ihm eine verſprochen hätte; und wenn es auch geſchehen wäre, ſo will ich mich nicht beſinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie recht, er iſt ein bischen tückiſch; ſo eine ehrliche Mine, als er ſich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich ſchreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich

ſchreiben ſollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat ſich betrogen, und er ſoll unſern Briefwechſel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich ſage Ihnen alſo, daß mir Ihre Briefe recht angenehm ſind, und ich traue dieſer Verſicherung ſo viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander ſchreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben; und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe beſtellen, und unſre Freundſchaft immer wachſen ſehen müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe iſt. Ich kann ihn faſt gar nicht mehr leiden, und ich habe große Luſt, ihn zu haſſen, wenn Sie meynen, daß man ſich an ihm eben nicht ſehr verſündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn wollen, als Sie als Jüngling ſind. Unſer boshafter Freund kömmt; ich will ihm den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir doch kein finſtrer Geſicht machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht er kaum, daß ich recht ſehr Ihre gute Freundinn bin ꝛc.

Acht und ſechzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur,

und eine Reiſe, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch dieſe Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihr Gedichte zu machen, und kommen meiner Beſcheidenheit und Furchtſamkeit in dieſem Falle zu Hülfe. Indeſſen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das beſondere Vertrauen, deſſen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundſchaftliche Erinnerung zu verdienen ſuchen. Ich wünſchte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder verbeſſern, auch etliche gar weglaſſen möchten. Ich finde überhaupt viel ſchönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Anſehung Ihres Charakters zu frey ſcheint, zumal wenn ich bedenke, daß dieſe Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt iſt. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausſpruch an, ſondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieſes ſchon zu Rathe gezogen: ſo will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieſes ſage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringſten aus einem kritiſchen Stolze. Ich wünſche mir Ihre Freundſchaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen ſie mirs alſo nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht ſorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine Liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenk erhalten. Es herrſcht in Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Ihren Briefen und Geſprächen herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt, ſo ſoll Sie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre; Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Menſch kritiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weis, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und ⸗ ⸗ ja; und wer weis, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundert mal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit ſähe: ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpazieren gehen, und uns freuen, daß wir leben und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſrer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienen kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie Ihr Mann, der muß für zwo Perſo-

nen

nen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll; und wenns der Doctor nicht geweſen iſt, ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf ihrem Landgute nicht etwann um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganzen hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedene gute Freunde zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum? aber ich fühle es, daß wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umſtände

machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr recht ſehr guter Freund.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Sie wiſſen doch, daß heute ſchon der fünfte May iſt, und daß Sie mir verſprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie alſo an Ihr verſprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der loſen Doris, im Namen der Freundſchaft, der Liebe, und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachſt du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verſchönerten Natur;
Schmückſt Freunden, die dich zu genieſſen,
Und dankbar zu gebrauchen wiſſen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen

Kommen Sie, Sie ſollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gaſtfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unſchlüßige Mine! Das iſt die Mine der Unterthanen, denen der gnädige Herr einen Hoftag anſagen läßt, und nicht die Mine eines Geſelligen, den ſeine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele andere wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem Weisheitsvollen Stolze ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, **O was machen Sie** = = an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll, und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey vorſagte, eine Mine gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L = = fahren, daß er ſein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen, und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie nicht

P 2 mitten

mitten auf dem Wege aus der Kutſche ſprängen, und zu Fuße nach L = = zurück kehrten. Chriſtoph fragte, ob denn der Herr ſo eigenſinnig wäre. Ja doch, ſagte meine Frau, er iſt eben ſo eigenſinnig, als gutwillig, um deſto aufmerkſamer müßt ihr ſeyn; kurz, es iſt der Herr, in deſſen Büchern ihr Sonntags immer leſet. Hier verbeugte ſich Chriſtoph, und ſagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht ſo lieb wäre, als daß er dieſen Herrn fahren ſollte. Er wird alſo auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſcheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R = - läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Veränderung in ſeinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt ſein Stolz? Er liebt!

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Dieſe hat durch Hülfe des Lenzes das ganze Syſtem ſeines hageſtolziſchen Herzens über den Haufen geworfen. Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzu-

wenden; Sie vielleicht auch nicht. Unterdeſſen iſt ſie noch zu ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht Tagen anhören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu leſen, ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergeſſen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, ſchon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingeriſſen. Ich weis nicht, ob mein Herz zu gut iſt, Sie zu vergeſſen, oder ob Sie zu gut ſind, vergeſſen zu werden. Genug ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden ſind, und es würde mir gar nicht zuwider ſeyn, wenn ich eine Stunde um Sie ſeyn, und Ihrem proſaiſchen und poetiſchen Gewäſche zuhören ſollte. Allein verlaſſen Sie ſich nicht zu ſehr auf dieſe Verſicherung. Ich ſtehe nicht für mein Herz. Woher weis ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdienſten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienſte, und ein Verdienſt kann ja wohl das andre auslöſchen. Wenn ich Ihnen alſo recht ehrlich rathen ſoll, mein Geliebter, ſo ſchreiben Sie mir

ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geſchicklichkeit in der Muſik, im Zeichnen, in der Poeſie. Sagen Sie, daß Ihre Verſe unter den meinigen ſind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch koſtbar iſt, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieſes iſt das, was Sie mir ſchreiben ſollen. Die Art, es zu ſagen, überlaſſe ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich ihnen auch ſagen, was Sie mir nicht ſchreiben ſollen. Erſtlich überhaupt nichts von meinen Fehlern: denn wenn ich auch welche hätte; ſo haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, ſie wahrzunehmen. Ferner, ſchreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im böſen; denn ſie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne geſagt, daß Sie Briefe mit ihr wechſelten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrſchaft ſchreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache ſo weit treiben würde: ſo hätte ich wohl ſchweigen können. Endlich ſchreiben Sie mir keine ſolche Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe ſtehen, ſondern warten Sie, bis ich Sie um ſolche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Chriſtianchen, an, oder, wenn Sie dieſes Wort ja nicht laſſen können; ſo ſetzen Sie wenigſtens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Chriſtianichen! Unter dieſen Bedingungen ſollen mir Ihre Briefe allezeit lieb ſeyn.

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn Baron Gr**.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K = =, und es würde mir noch beſſer gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht ſo weich ſchlafen, und weniger vornehm ſpeiſen dürfte. Meine Wirthinn iſt die gefälligſte Frau von der Welt. Ihr Geſicht iſt ſo heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenſchaften entbehren, und darum doch noch die Misgunſt der Schönen, und die größte Hochachtung unſers Geſchlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen verſprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beſchreiben dürfte. Machen Sie ſich alſo immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Luſt, zu ſchwatzen.

Ich ſchlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das

Feld geht. Meiſtens um ſechs Uhr des Morgens ſtehe ich ſchon an dem Fenſter, und überſchaue mit einem unerſättlichen Auge den Herbſt, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wiſſen, iſt mir aus meinem Fenſter ein ganz neues Schauſpiel. Hier ſtehe ich nun, und vergeſſe mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach dieſen glücklichen Augenblicken, und ganz berauſcht von dem Geiſte des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber ſo glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigſtens drey auf einmal, die ſich mir zu Ehren aus dem Athen gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle ſeyn wollen; und wenn ich den einen etwas bitte, ſo nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen laſſen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieſer Beſchäfftigung beſuchen mich fünf bis ſechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Geſpräch einlaſſe, weil ich weis, daß ſie mir nicht antworten. Indeſſen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beſchreibt mir das ganze Revier, und kränkt ſich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verſtehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn müßte: ſo hat er ſich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pieitſt wäre.

Nun=

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Mine, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir geſteckt habe, ſind der Terenz, der Horaz, und der Greſſet. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in dieſen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheit finde, als in der Stadt? Doch warum ſollten Sie ſich wundern? Hier iſt die Natur ſelbſt ihre Auslegerinn, die ſie begeiſterte, als ſie ſangen. Und ſie erklärt ſie, wenn gleich nicht ſo gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angeſehenſten Commentatores. Die Beſchreibung einer ſchönen Ausſicht, die Gemälde von der Unſchuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich ſie mit der Natur zuſammen halten kann. Selbſt die andern Schöneiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräuſche der Stadt; hier, wo mein Verſtand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geſchmack lebhafter und feiner gemacht wird. Dieſe Morgen fiel mir der Evnuchus in die Hand, ich wollte ihn durchleſen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; ſo oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieſer Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an ſeinen verliebten Herrn aufdringen; es iſt gar zu ſchön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? ſine modo:
Mori me malim: ſentiet, qui vir ſiem.
Haec verba me hercule vna falſa lacrumula,
Quam, oculos terendo miſere, vix vi expreſſerit,
Reſtinguet: et te vltro accuſabis, et ei dabis
Vltro ſupplicium.

So? höre ich ſagen, warum haben Sie denn eben dieſe Stelle ausgezogen? Iſt es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten ſoll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers ſeyn kann, als dieſe Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich ſie las, ja doch, eine kleine falſche Thräne! ich ſehe das Mädchen, itzt reibt ſie ſich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber ſie muß. Und itzt löſcht dieſe Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und ſprach ich mit mir, und ſchmählte auf mich, daß ich nicht auch ſo klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir dieſe Schulepiſode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald ſatt geleſen habe: ſo warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe ſie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und ſo gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeiſter geweſen iſt, zwingt ſich, aus ſeinem fürchterlichen Geſichte mir ein freundliches zu machen. In dieſer Stunde, (denn ſo lange halte ich mich ungefehr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unſer Geſpräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geſchlechts. Wenn es bald Mittag iſt, ſo ſetze ich mich mitten auf den Hof, deſſen oberſte Hälfte gepflaſtert, und mit einem Geländer umgeben iſt. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt = = wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geſchoſſen. Ich füttere alſo Hüner, Truthüner, Enten, Gänſe, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nation. Der Tauben iſt bey nahe ein unzählbares Volk. Darauf beſuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhauſe, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch künftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Neſt zu verlaſſen, ihm Platz zu machen, und ſich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erſt bittet er ſanft und liebreich, dann redet er ernſthafter, und wenn

ſie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: ſo gebietet er mit einem räuberiſchen Tone, und drehet ſich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er ſie nicht mehr anſehen, und ihr doch auch die Freyheit laſſen, ſich unbemerkt von ihm aus dem Neſte zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeſtälle, und endlich von Stalle zu Stalle, und ſehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menſchen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müſſen.

Um zwölf Uhr wird die Geſindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll geſunder und hungriger Mägdte und Knechte ſpeiſen ſehe. Wenn dieſe Leute auch ſonſt nicht ſo glücklich ſind, als ihre Herrſchaft: ſo ſind ſie doch bey Tiſche gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe ſitzt das Mannsvolk, und an der andern ſitzen die Dorfſchönen. Ein Brod, ſo breit, wie der Tiſch, iſt vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter dieſen beiden Geſchlechtern auch Zärtliche giebt, und daß ſich der Knecht, wenn er in die Schüſſel ſehen will, zuweilen vergißt, und ſeiner Geliebten in die ſchwarzen Augen ſieht. Geſtern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu beſuchen. Alle waren bey Tiſche in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf ſeinem Huthe, wie es ſeine Schöne

um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüſſeln Tauben beſetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen ſcherzten mit ihrem Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen ſollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und dieſe bückten in währendem Spiele ſich ſo vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergeſſen konnten;

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo ißt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigjährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter; denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für einen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weis, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf

und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehn gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adlichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet; ſo iſt er doch geſund, zufrieden, und die Freundlichkeit ſelbſt. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich ſo lange bey der Beſchreibung dieſes Mannes aufgehalten habe. Denn ſind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher große Mann, der ſich in ſeinem Kupferſtiche bewundert, und deſſen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Geſinde gegeſſen hat, ſo gehet unſre Tafel an, und ob gleich die gnädige Frau, mir zu Liebe eine Stunde hat eingehen laſſen, ſo ſitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, iſt für mich allein. Da leſe ich noch eine Stunde, und ſo geht der Tag vorbey. Was das meiſte iſt, ſo bin ich die ganzen acht Tage geſund geweſen. Das iſt viel Glück.

Mich deucht, Sie wiſſen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wiſſen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine

luſtige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Ich ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er den Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße ſehr geſchwind auf, und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus ſeinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieſer gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und alſo ſchlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und ſah einen kleinen Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir ſtehen. Er gab mir einen Verweis mit der Mine. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieſer Junge hat das Recht, mit ſeiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich ſchämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf ſchlagen laſſen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der

Kutſche

Kutſche der gnädigen Frau, mit vier Pferden beſpannt, durch ſein Dorf wird fahren ſehen, den er am Sonntage ſeine Gewalt hat fühlen laſſen? Ich bin mit dem Ende dieſer Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen, ſo will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Perſon ein neues Verdienſt bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben.

Ich dächte, Sie kämen!

Staatliche Bibliothek Bamberg

SBB 013402390688

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott,

Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen

Leipzig 1763

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.113
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11412999-7
VD18 11995009-001